Vier Jahre
in der
Fremdenlegion.

Nach Selbst-Erlebnissen erzählt
von
Alphonse Kinsky
bearbeitet
von
Albert Jaeger.

Berlin.
Verlag von Th. Schoenfeldt.
1896.



Vier Jahre in der Fremdenlegion.

Vier Jahre

in der

Fremdenlegion.

Nach Selbst-Erlebnissen erzählt

von

Alphonse Kinsky

bearbeitet

von

Albert Jaeger.

Berlin.

Verlag von Th. Schoenfeldt.

1896.

Vorrede der Verlagsbuchhandlung.

Nachdem wir erst im vorigen Jahre die Erlebnisse eines Deutschen in der französischen Fremdenlegion in Buchform herausgegeben haben, veröffentlichen wir hiermit eine neue Erzählung, die dasselbe Thema behandelt. Möge dieses Buch wie das frühere eine starke Verbreitung finden und damit dem deutschen Volke immer wieder vor Augen führen, welcher Art das Geschick ist, das den Verblendeten erwartet, der dem heimatlichen Boden den Rücken kehrt und nach trüben Erfahrungen und Mißerfolgen in freiwillige Gefangenschaft — denn anders kann man die Fremdenlegion nicht bezeichnen — sich begiebt. — Trotz der häufigen Berichte, welche die Zeitungen über derartige Lebensschicksale bringen, erfährt die große Zahl von jungen Deutschen, die von der französischen Fremdenlegion sich anwerben lassen, keine Verminderung. Bleiben auch die vielen Warnungsrufe unbeachtet, so wollen wir doch hoffen, daß dieses Buch, wenn es auch nicht viel an den bestehenden Verhältnissen ändert, doch immerhin einigen Nutzen in dieser Beziehung stiften möge.

Inhalt.

„Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen." Das ist wahr und er kanns nicht nur, sondern er solls auch. Er soll die gesammelten Erfahrungen, wenn solche von allgemeinem Interesse, weiten Kreisen zugänglich machen. So hat auch unser Gewährsmann in seinen jüngeren Jahren eine „große Reise" gethan, reich an Erlebnissen; und wie's ihm ergangen, teils gut, teils schlecht, das will ich hier in schlichter Erzählung wiedergeben.

Kinsky, s. Z. ein dreiundzwanzigjähriger Handelsbeflissener in Breslau, sah sich im April 1883 stellenlos, und da ihm ein kleines Erbteil zur Verfügung stand, wollte er in der Fremde sein Glück erproben. Er besuchte nacheinander Prag, Karlsruhe, Basel, um schließlich ein Semester in Genf dem Studium der französischen Sprache zu widmen. Von da wandte sich derselbe ins südliche Frankreich über Lyon nach Marseille, woselbst er zu konditionieren beabsichtigte. Hier sollte indes sein Leben eine ungeahnt abenteuerliche Wendung nehmen. Ich lasse ihn nun selbst erzählen.

Magdeburg.

Albert Jaeger.

Das Engagement.

Es war im September 1883, und also zu jener Zeit, als König Alphons von Spanien, vom deutschen Kaiser zum Chef eines preußischen Ulanen-Regiments ernannt, in Paris seinen Besuch machte. Die Ernennung hatte bekanntlich jenseits der Vogesen große Erbitterung hervorgerufen und alles, was den Herren Franzosen deutsch oder spanisch vorkam, wurde besonders liebevoll behandelt. Ich merkte den Deutschenhaß dadurch empfindlich, daß ich mich sechs Wochen vergeblich um eine Anstellung bemühte. So auch wurde ich eines Abends in der „Taverne Alsaciene“, im Begriff das Lokal zu verlassen, von den anwesenden Franzosen angehalten und aufgefordert, die Bedeutung meines Vierzipfels (weiß-rot) zu erklären. Man hielt denselben für eine Verbindung deutscher und spanischer Farben und sah im Tragen derselben eine Provokation. Meine sehr höfliche Auseinandersetzung, daß ich als Fuchs der Genfer Rhenanen diese Farben trage, beruhigte die erhitzten Gemüter durchaus nicht, und es bedurfte der energischen Intervention des Wirtes, um mir freien Ausgang zu schaffen. — Da machte mir ein Bekannter den Vorschlag, ich sollte mich um einen Posten in den Kolonien bewerben. Ich ließ mir dies nicht zweimal raten, und unternehmungslustig empfahl ich mich dem Herrn Gouverneur von Marseille zur Entsendung in die Kolonien. Damit glaubte ich vorläufig für mein Fortkommen bestens gesorgt zu haben und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Eines Morgens erschien in meinem Logis „Rue Chevalier Rose“ ein Gensdarm mit einem Amtsschreiben, in welchem mir eröffnet wurde: Meinen Wünschen auf Entsendung in die Kolonien auf Staatskosten könne nur entsprochen werden, wenn ich mich „à la Légion-Étrangère“ engagieren lasse.

Das war eine deutliche Alternation. Ich überlegte mir die Sache — hatte selbstredend keine Kenntnis von den Zuständen in dieser Truppe, sonst hätte ich mich wohl schwerlich dafür entschieden — indes: Stellung hatte ich nicht, meine Mittel schmolzen zusehends und den Verwandten wollte ich nicht auf der Tasche liegen. Die Kolonien erschienen mir auch verlockend, und bekanntlich trägt jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister! Ergo, war mein Entschluß bald gefaßt. Andern Tages, am 13. Oktober, meldete ich mich in aller Frühe persönlich beim Gouverneur, um behufs Engagement meine Papiere zu überreichen.

Ein Sergeant de ville (Schutzmann) erhielt Auftrag, mich nach dem Hospital zu führen, wo ich untersucht wurde. Von da begleitete mich derselbe von einem Militärbureau ins andere, bis wir endlich nachmittags an der rechten Stelle anlangten. Hier unterzeichnete ich einen Vertrag, welcher mich auf „fünf Jahre“ verpflichtete. Die Zeit dünkte mir etwas lang, und ich versuchte zu handeln, man ließ sich jedoch auf nichts ein. Nun war ich Soldat der Fremdenlegion mit freier Verpflegung und einem fürstlichen Taschengelde von 5 Centimes (4 Pfennig) per

Tag, von welchem man noch alle möglichen Anschaffungen zu machen hatte, als: Wichs-, Putz-, Nähzeug ꝛc.

Auf dem Werbebureau war mir bedeutet worden, daß ich mich am nächsten Sonnabend auf Fort St. Jean einzufinden habe, von wo aus ich mit dem Dampfer gen Afrika expediert werden sollte. Mich trennten somit nur noch wenige Tage vom Gamaschendienste, und ich benutzte diese Zeit, mich in der Hafenstadt noch so viel als möglich zu vergnügen und aus praktischen Gründen meine Civileffekten zu verkaufen. Dieselben repräsentierten einen Wert von 500 Franks und ich erlöste rund 80 Franks dafür, welche ich wehmütig in den Falten meiner Tasche barg.

Auf Fort St. Jean.

Hart an der Einfahrt des alten Hafens von Marseille, gleichsam als Scheidegrenze von Meer und Stadt, erheben sich die festen Mauern und Wälle des Fort St. Jean. Langgestreckte Schaumschlangen umbranden die Feste, zu deren Füßen sich das buntbewegte Hafenleben als etwas Alltägliches abspielt. Hoch oben aber vom Plateau bietet sich ein herrlicher Fernblick dar auf das geschäftige Treiben der Theerjacken im Hafen und weit hinaus aufs blaue wogende Meer. Ein- und auslaufende Fahrzeuge jeglicher Art fesseln den Blick, und der Fremdling, dem es vergönnt ist, von hier aus die Majestät des Meeres

zu bewundern, könnte, ohne zu ermüden, stundenlang Auslug halten. Die festgezimmerten schwimmenden Häuser, in denen sich die Menschen zu Tausenden dem Elemente anvertrauen, wie winzig nehmen sie sich aus in dem gigantischen Rahmen des scheinbar unbewegten Meeresspiegels. Wie kleine, dem bloßen Auge kaum sichtbare Pünktchen erscheinen sie am nebelgrauen Horizonte, sie kommen näher und wachsen, stattliche Masten und Segel treten hervor, bis sie vom Lootsen geführt, endlich zu kurzer Rast in den Hafen von Marseille einlaufen.

Nicht immer geht die Einfahrt so glatt von Statten. Zur Zeit einer Epidemie müssen die Ankömmlinge erst an einer vis-à-vis dem Fort gelegenen unbewohnten Felseninsel anlegen, um daselbst eine Quarantäne durchzumachen.

Dem Vergnügungsreisenden ist's nicht vergönnt, vom Plateau des alten Fort St. Jean Beobachtungen anzustellen und Umschau zu halten, denn nur Militär und zumeist militärische Passagiere für Afrika betreten dasselbe. Ich als Angeworbener der Fremdenlegion, hatte das Vergnügen, acht Tage auf dem Fort Aufenthalt zu nehmen, da das Paketboot, mit welchem ich befördert werden sollte, schon am Vormittag abgegangen war. Der daselbst stationierte Sergeant-Major hatte meine Ankunft vorschriftsmäßig registriert und nun wurde ich einquartiert in den Schlafsaal des „Dépôt des isolés“, dessen Meublement, eine lange Reihe von Bettstellen mit Matratzen, dem wenn auch immer bescheidenen Comfort meiner bisherigen

„Chambre garnis“ etwas nachstand, in dem ich aber doch mit dem gesunden festen Schlafe fröhlicher Jugend die erste Nacht verhältnismäßig angenehm verbrachte. Wohlgemut erhob ich mich des anderen Tages. Meine bis dahin recht zuversichtliche Stimmung sollte bald einen Stoß erhalten, denn das erste, was mir als Rekrut in die Hand gedrückt wurde, war ein Besen, mit welchem ich die verschiedenen Höfe des Forts reinigen sollte. Daß mir das natürlich nicht behagte, wird mir nun Jeder gern glauben und ich versuchte, zum ersten Male in meinem Leben, mich vom „Dienste“ zu drücken. Es ist dies „Drücken von der Corvée“ ein wesentlicher Faktor im Leben des Legionärs, und es sind immer nur „les bleus“ (die Rekruten), welche für solche Arbeit zu haben sind. So citierte ich denn hier kurzer Hand: „In die Ecke Besen“ — stellte das Kehrinstrument in den Winkel und schlug mich seitwärts in die Kantine, die mir als sicheres Versteck gute Dienste leistete und in der ich auch den größten Teil meiner unfreiwilligen Gefangenschaft verbrachte. Dem wachthabenden Korporal, welcher mich mit dem Besen bewaffnet hatte, gewann ich mir dadurch zum Freunde, daß ich einen Absynth für ihn bezahlte, und so sah ich vergnügt und guter Dinge der nächsten Zukunft entgegen. Schon nach einigen Tagen war ich nicht mehr der einzige Rekrut; Neuangeworbene trafen ein und stellten sich auf Fort St. Jean, um gleich mir am nächsten Sonnabend nach Afrika zu gehen. Freilich war ich von den neuen Gefährten nicht gerade erbaut, es waren meist

reduzierte und zerlumpte Subjekte, ja, es mochte wohl manchem darunter in der Heimat der Boden zu heiß geworden sein und er betrachtete die Fremdenlegion als einen bequemen Unterschlupf. Es begann in mir zu dämmern, daß ich „drüben“ nicht die feinste Gesellschaft zu erwarten habe und ich hielt mich infolgedessen möglichst reserviert. Ich wandte nun erst recht mein Interesse den Kantinen zu, nicht zum mindesten aus dem Grunde, um mich für meine eigenen Centimes zu verpflegen, denn die auf Staatskosten gelieferte Fleischbrühe behagte mir effektiv nicht, glich sie doch mehr dem Spülwasser als einer Bouillon. — So saß ich eines Tages wiederum in der Kantine, einen Schoppen sauren Landweins vor mir; das stattliche Töchterlein des Wirts am Plättbrett bewundernd, ließ ich meiner Phantasie für die Zukunft die Zügel schießen; da wurde ich durch eine Erscheinung aus meinen Träumereien aufgeweckt. Ein junger Mann, mittelgroßer Gestalt, mit martialischem blonden Vollbart, stark entwickelter Adlernase, sonst von durchaus angenehmen sympathischen Gesichtszügen und sehr anständigem Aeußeren trat ans Büffet und bot seine Uhr zum Kauf an. Letzterer kam zu Stande, der Fremde nahm einige Geldstücke in Empfang und ließ sich nunmehr gleichfalls häuslich nieder. Froh, endlich einen anständigen Menschen unter den Ankömmlingen der letzten Tage entdeckt zu haben, näherte ich mich dem neuen Kantinen-Gaste, und wir kamen bald ins Gespräch. Er war Schweizer, seines Standes Kaufmann, der als solcher längere Zeit in Deutschland

gereist hatte. In der heimatlichen Miliz hatte er auch gedient und sich den Rang eines Offiziers erworben. Nun hatte er sich mit der Idee nach Afrika engagiert, vielleicht dort Carrière zu machen. Seine guten Manieren, sein liebenswürdiges bescheidenes Wesen gefielen mir ungemein, und es that mir unter den obwaltenden Umständen außerordentlich wohl, einen gebildeten Kameraden gefunden zu haben. Wir schlossen uns einander an und tranken einen Schoppen nach dem anderen auf gute Kameradschaft.

Der Nachmittag und auch die nächsten Tage erschienen uns nun weniger lang. Um auch einmal aus dem Fort herauszukommen und der Abwechselung halber meldeten wir uns beim Korporal-Fourier zu einer kleinen Arbeit, die darin bestand, beim Anfahren von Lebensmitteln Handlangerdienste zu thun. Auf diese Weise hatten wir in den letzten Tagen unseres Aufenthalts auf dem Fort des öfteren einen Spaziergang in die Stadt unternehmen können, natürlich immer hinter oder auf dem zweirädrigen bespannten Karren und mit militärischer Begleitung, mit welcher wir gelegentlich auch einkehrten. Auch gelang es uns, mit einem Soldaten des Forts Urlaub für den Abend zu erhalten, mit dem wir uns noch trefflich amüsierten.

Das war der letzte fröhliche Abend im schönen Frankreich, denn bald rückte der Sonnabend, der Tag unserer Abreise, ins Land.

Die Ueberfahrt.

Ein Herbsttag wars, ein echter rechter Herbsttag, graue Wolken deckten das Firmament. Gegen die Fenster des „Dépôt des isolés“ schlug der Regen, und vernehmlich rauschte der Wind seine melancholischen Weisen durch die welken Blätter der wenigen Bäume, welche sich im Fort befanden.

Wenn etwas geeignet ist, die Hoffnungsfreudigkeit des Herzens zu dämpfen, so ist es solch Wetter. Es erinnert daran, daß es mit den schönen Tagen für eine geraume Zeit vorbei, — das stimmt trübe. — War es nicht auch mit meinen schönen Tagen vorbei? Wer weiß, was mich drüben erwartete! —

Ich passierte zum letzten Male die langen Korridore des Depots, deren Wände bedeckt sind mit mancherlei Inschriften und Namen von denen, die vor uns denselben Weg gingen: „Stimmungsbilder“!

Was war aus allen denen geworden? — Verdorben, gestorben! (?) Das ist wohl in kurzen Worten die traurige Biographie der Meisten. Fast schauerts mich. Ich blickte hinaus in den regentriefenden Herbsttag, kein freundlicher Sonnenstrahl giebt mir Hoffnung. Die grauen Wolken ziehen rastlos weiter über Land und Meer, und aus dem Brausen des Windes klingts mir fort und fort „verdorben, gestorben“.

Draußen wird Appell geblasen. „Antreten zum Abmarsch“ heißt es. Ich schreibe schnell auch meinen Namen nebst Datum zwischen die anderen und stehe in der nächsten Minute mit meinem Bündel Hab-

seligkeiten in Reih und Glied. Unsere Namen wurden verlesen und dann wurden wir unter militärischer Eskorte nach dem Schiffe geführt.

Ein wunderlicher Zug, etwa 40 Mann aller Nationalitäten, als Engländer, Belgier, Holländer, Spanier, Italiener, Polen und Deutsche, letztere rekrutierten sich hauptsächlich aus Elsässern und Lothringern. Der Weg zum Hafen führte eine Strecke am Fort entlang und wurde bald zurückgelegt. Inmitten einer Anzahl von Kauffahrern, Kriegs- und Postschiffen lag das für unseren Transport bestimmte Paketboot vor Anker, ein kleiner Schraubendampfer, der den regelmäßigen Verkehr zwischen Marseille und Oran mit vermittelte.

Der Aufenthalt auf dem Schiffe war für uns ein wenig angenehmer, zumal uns ein stockfinsterer leerer Raum im unteren Teile des Schiffes als Schlafstätte angewiesen wurde. Von Hängematte oder Matratze war natürlich keine Rede. Die Diele war unser Bett, und unsere Kleider dienten als Decke.

Gegen Abend des 19. Oktober dampften wir zum Hafen hinaus ins weite Meer, ohne daß uns Militärpassagieren irgend ein Imbiß angeboten worden wäre. Mein schweizer Freund und ich sondierten das Terrain und so fanden wir natürlich bald die Cambüse, wo wir uns mit Speise und Trank erquickten. Später waren wir noch an Deck, von wo wir uns erst mit sinkender Nacht in den Schlafraum begaben. Unser Schiff durchkreuzte jetzt den Golf von Lyon, welcher immer sehr hohen Seegang hat. Letzterer hat be-

kanntlich immer bei den meisten Passagieren unangenehme Wirkungen im Gefolge, und auch wir sollten bald davon erfahren.

In unserem Aufenthaltsorte, dem es an jeder Ventilation mangelte — denn außer dem Treppenaufgang war eine Oeffnung nicht vorhanden —, hatte sich bald eine erstickend heiße und schlechte Luft entwickelt; doch mußten wir eben aushalten. Beim ersten Schimmer des Frühlichts, das uns wie ein Erlöser durch die Treppenöffnung grüßte, erhoben wir uns und, wie zerschlagen am ganzen Körper, kletterten wir an Deck. Der hohe Seegang im Verein mit den anderen mißlichen Verhältnissen, hatte auch auf uns seine Wirkung nicht verfehlt, und beim Ersteigen der Treppe erfaßte uns Schwindel und Uebelkeit. Der Schweizer und ich retirierten schleunigst in die Cambüse, wo wir durch Rum und schwarzen Kaffee die unangenehmen Regungen des Magens unterdrückten. Um 10 Uhr morgens gab es offiziell Frühstück auf Staatskosten in Form einer scheinbar ganz guten Suppe; sie wurde in großen Schüsseln herbeigebracht, aus denen je zehn Personen löffelten. Wir verschmähten unsere Portion, denn wir waren noch nicht Soldat genug, und es war uns daher nicht recht appetitlich, mit den übrigen Herren Angeworbenen aus einem Trog zu löffeln. Nun, die Suppe wurde auch ohne unsere Beteiligung alle.

Sobald wir den Golf von Lyon hinter uns hatten, wurde das Meer ruhiger und eine wundervolle Seefahrt stand uns bevor, während welcher wir uns

meistens am Bord des Schiffes aufhielten. Es war unser beider erste Seefahrt, und das Meer hat ja so unendlichen Reiz für den Neuling, daß man gar nicht müde wird, das Ungewohnte auf sich wirken zu lassen.

Am 21. Oktober nachmittags kam Oran in Sicht, erst als kaum sichtbarer Punkt, der fortgekrönte riesige Fels im Westen der Stadt, dann diese selbst als kaum erkennbarer Streifen Land, und wie lang erschienen uns die wenigen Stunden, bis endlich der Hafen mit seinem Leuchtturm zu erkennen war. Zugleich konnten wir nun auch das ganze Panorama des terrassenartig sich auftürmenden Oran, magisch beleuchtet von der späten Nachmittagssonne, bewundern, — ein unvergeßliches Bild. —

Die flachen, meist im maurischen Stile erbauten weißgetünchten Häuser waren bereits einzeln zu unterscheiden und nun fesselte besonders der Anblick des auf hohen Felsen erbauten Forts mit der darüber liegenden Kapelle. Eigenartig berührt auch der Kontrast zwischen dem friedlichen Gotteshause und den mit Schießscharten und Kanonenschlünden ans rauhe Kriegshandwerk gemahnenden Befestigungen. Alles in allem bot Oran einen prächtigen Anblick, der bei uns noch durch den Reiz des Fremdartigen gehoben wurde.

In Oran.

Wir befanden uns nun in Afrika. Durch Lootsen wurde das Schiff in den Hafen geführt, unsere Ausschiffung erfolgte und Mannschaften der Garnison

Oran nahmen uns in Empfang. Auf dem Quai war viel Leben. Eine Anzahl Schaulustiger, meist spanischer Nationalität, auch französische Kolonisten und herumlungernde Araber und Neger standen im bunten Gemisch am Quai und begafften uns Ankömmlinge, die wir ebenfalls mit neugierigen Blicken das Menschengewühl in seiner eigenartigen Zusammenstellung musterten. — Nach dem Appell wurden wir auf das Fort geführt, das, hoch oben auf etwa Dreiviertelhöhe des mehrere tausend Fuß hohen Felsens gelegen, den Hafen und dessen Umgebung beherrscht. Es besteht aus einem kolossal massiven Steinbau, in dessen Gängen riesige Massen von Munition für grobes Geschütz aufgespeichert liegen. Der Weg hinauf ist steil und beschwerlich, da die Befestigungen circa 800 m über dem Meeresspiegel liegen.

Oben angelangt wurden wir in einem kasematten-artigen Gewölbe untergebracht, wo wir uns auf den an beiden Längswänden entlang laufenden Pritschen, Mann an Mann, zur Ruhe niederstreckten. Ich jedoch nicht, ohne vorher das nächtliche beleuchtete Oran von den Mauern des Forts noch lange bewundert zu haben.

Nach den „Strapazen" des Tages schlief man, sein Bündel als Kopfkissen, trotz der harten Pritsche sehr bald, und die erste Nacht in Afrika verging uns müden Schläfern nur zu schnell. Am anderen Morgen mußten wir wieder zum Appell antreten, nach welchem wir auch hier wieder mit Besen, Schippe und Karren die Höfe reinigen sollten. „Kehrt," lautete auch hier das erste Kommando. —

Mein Kamerad und ich, wir drückten uns, wie bisher, von dieser unangenehmen, wie ungewohnten Arbeit und mischten uns unter die anderen Passagiere des Forts, welche vom Regiment als „liberabel“ (vom Dienste befreit) entlassen und auf dem Heimweg begriffen waren. Diese rieten uns, die überflüssige Wäsche, welche wir bei uns führten, und die wir im Regiment nicht gebrauchen konnten, an sie zu verkaufen. Wir gingen auf den Handel ein und ich erlöste immerhin noch 18 Franks, verhältnismäßig mehr als in Marseille für meine ganze Garderobe beim Trödler. Eine Promenade außerhalb des Forts entzog uns für die nächsten Stunden den Blicken des dienstthuenden Korporals, und wir genossen dafür mit Ruhe den herrlichen Blick auf das Meer und die Stadt mit dem Hafen und der ganzen Umgebung. Nachdem wir uns noch, von einigen Händlern am Thore der Citadelle, mit Mundvorräten versorgt hatten, kamen wir gerade rechtzeitig, um uns den schon in Reih und Glied zum Abmarsch bereiten Genossen anzuschließen. Der Zug setzte sich in Bewegung, zunächst die Felsstraße hinab und dann quer durch die Stadt, über handhoch mit Staub bedeckte, chaussierte Straßen, dem Bahnhofe zu. Wir hatten so Gelegenheit, die Stadt und deren Bevölkerung etwas näher in Augenschein zu nehmen. — Die Hauptstraßen der Stadt machen einen durchaus großstädtischen Eindruck, mit regem Verkehr, einer recht bunten Bevölkerung, welche sich zusammensetzt aus spanischen und französischen Kolonisten (gegenwärtig ist Oran französische Provinz), eingeborenen

Juden und Arabern. Neger aus dem Innern sind nur schwach vertreten.

Im größten Sonnenbrande erreichten wir, nach etwa einstündigem Marsche, halb verdurstet den Bahnhof. Wir bestiegen alsbald den unserer harrenden Train, um nach unserem demnächstigen Garnisonsorte Sidi-Bel-Abbès befördert zu werden. Wir trafen gegen Abend dort ein. Der erste Tag der Rekrutenzeit war überstanden. Was werden die anderen bringen? — Diese Frage beschäftigte wohl mehr oder minder Jeden des abenteuerlichen Trupps, der jetzt schweigsam im Dunkel der Nacht dem Kasernement entgegenzog.

In der Garnison Sidi-Bel-Abbès.

Sidi-Bel-Abbès, in der flachen Niederung gelegen, ist eine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern, die sich ebenso wie in der Hauptstadt Oran aus den verschiedensten Nationalitäten zusammensetzten. Wir wurden zunächst in die Kaserne geführt und in dem einen Gebäude, welches das Depot beherbergt, auf die verschiedenen Zimmer verteilt.

Spärlich mit Petroleumlampen erhellt, macht das Ganze einen düsteren Eindruck. Man betritt den großen Hof durch ein Gitterthor, auf dessen linker Seite sich das kleine Wachtgebäude mit Adjutanten- und Wachtzimmer befindet. Hinter diesem, wie auch auf der rechten Seite des Thores, befinden sich „la

prison“ und „la salle de police“ (die Gefängnisse). Die Kasernements selbst bilden drei im Rechteck stehende große Gebäude, von denen das linksseitige zur Unterkunft eines Bataillons dient, das rechtsseitige ist das Depot, d. h. es sind in demselben die neuankommenden Rekruten, sowie die zu deren Ausbildung nötigen Cadres untergebracht, und im dritten quer im Hintergrunde befindlichen Gebäude sind die Kammern, Bureaus, die Kantine und zum Teil auch Wohnungen für Adjutanten und Kammerunteroffiziere.

Wir waren also zwischen die alten Soldaten gelegt, der Schweizer von mir getrennt auf einem andern Zimmer. Jedem war sein Bett angewiesen und so lagen wir bald in die großen wollenen Decken gehüllt, auf die Wollmatratzen gestreckt. — Im Vergleiche zu dem harten Lager auf dem Schiff oder Fort Oran recht mollige Betten, die der Legionär aber leider nicht überall mitnehmen kann.

Die alten Soldaten um mich her — wie ich erfahren sollte, meist „vieilles crapules“ (ausgetragene Hallunken) — hatten uns „les bleus“ mit gar eigentümlichen Blicken empfangen. Jedenfalls waren wir sofort auf unsere verschiedenen Werte taxiert worden und man machte bereits Pläne, wie man dieselben am besten an den Mann bringe. Ich hatte mich, ohne indes ein Wort zu äußern, niedergelegt und man vermutete wohl, daß ich, ebenso wie die meisten anderen, nicht französisch spräche, noch viel weniger dasselbe verstände. So kam es, daß man sich, nach-

dem die Lampe gelöscht war, in meiner nächsten Nähe halblaut verabredete, wie meine Kleider und anderen Sachen am besten aus der Kaserne herauszupaschen seien, ohne die Aufmerksamkeit des Postens zu erregen. Offenbar hatten zunächst meine Kleider die Habgier dieser alten Schurken erregt — sie mochten ihnen wohl sehr wertvoll erscheinen — und, wie ich aus den hörbaren abgerissenen Worten entnehmen konnte, beabsichtigte man diese bei erster Gelegenheit zu beseitigen, um sie später über die Kasernenhofmauer zu werfen, wo ein anderer den Raub in Empfang nehmen sollte. Man versprach sich, vom Erlös ein paar gute Tage zu machen.

Zum besseren Verständnis solcher Zustände muß ich erwähnen, daß die alten Soldaten in der Legion teilweise zehn bis fünfundzwanzig Jahre dienen, also nach je fünf Jahren immer wieder von neuem auf weitere fünf Jahre Engagement nehmen, ohne auch nur den niedrigsten Grad eines Avancierten zu erreichen. Es sind Taugenichtse vom reinsten Wasser, die sich die Langeweile mit Spitzbübereien bei den Neuankommenden vertreiben und auf diese Weise auch die Mittel verschaffen, sich in Absynth oder Bab=Ali sinnlos zu berauschen.

Ich nahm mir natürlich vor, die Absicht dieser Biedermänner zu vereiteln, schlief aber trotz der sauberen Nachbarschaft, nachdem ich Uhr und Barschaft unter dem Kopfkissen versteckt, von Müdigkeit überwältigt, bald ein. Am anderen Morgen wurde ich durch das Geräusch von Blecheimern geweckt, in welchem vom

„Zimmer du jour"-Habenden der Kaffee aus der Küche geholt worden war. Derselbe ging von Bett zu Bett, um jedem seine Ration zuzuteilen. Ein für die Verhältnisse ganz guter Kaffee, und denselben im Bett zu nehmen, ließ man sich gefallen. Bald ertönte auch die Reveille, das Signal zum Aufstehen. Nachdem das Nationale jedes einzelnen auf dem Bureau zu Protokoll genommen war, wurden wir, zur Zeit des Rapports, um 10 Uhr versammelt, um dem Colonel Griseau vorgestellt zu werden. — Dieser war eine interessante militärische Type, von kräftiger untersetzter Figur mit stark ergrautem Schnurrbart und Mouche (Fliege). Sein von der Sonne Afrikas gebräuntes Gesicht trug jenen markanten Zug eiserner Energie, der den alten Haudegen auf den ersten Blick erkennen läßt.

Der Colonel, der übrigens auch längere Zeit in Deutschland als Militär-Attaché gewesen, passierte Revue, sprach fast jeden einzelnen an, erkundigte sich nach seinem Herkommen, Stand und den Absichten beim Regiment und dergleichen. — Mit diesem Rapport war unser Dienst für den Tag beendet. Um 11 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags gab es Suppe, wie wir solche schon auf Fort St. Jean kennen gelernt hatten. Nun, die Kantine war ja nicht weit, und so lange es am Gelde nicht mangelte, konnten wir der Staatsverpflegung keinen Geschmack abgewinnen. Als wir gegen Abend auf dem Kasernenhofe promenierten, näherten sich uns einige ältere Soldaten, die uns animierten, mit nach der Stadt zu kommen.

Da wir noch keine Uniform hatten und im Zivil das Kasernement nicht verlassen konnten, erboten sie sich, uns die nötigen Uniformstücke von Kameraden zu leihen. Wir nahmen das Anerbieten an, und in weniger als einer viertel Stunde war die Metamorphose vollzogen. Wir sahen uns in dunkelblauen Westen, roter Hose mit blauer Ceinture (Leibbinde) und darüber das Koppel mit Bajonett. Ein rotes Käppi, mit der Granate als Kokarde, vervollständigte das Kostüm. Gar sonderbar kam ich mir darin vor und ich konnte mich als Deutscher eines gewissen Schamgefühls, in französischer Uniform zu stecken, nicht ganz erwehren. Nach Beendigung dieser Toilette passierten wir unangefochten die Thorwache.

Unser Weg führte uns zunächst in ein nahegelegenes Café, in welchem wir bei fine-champagne eine Partie Billard spielten. Indessen behagte uns die Gesellschaft der „alten Kameraden" nicht lange und wir drückten uns von unserer Begleitung, um auf eigene Faust Lokalkenntnisse zu sammeln. Nach einigem Promenieren durch die Straßen der Stadt, welche im allgemeinen denen französischer Kleinstädte ähneln, betraten wir die engeren Viertel, wo sich meist arabische Küchen und Cafés befinden. Ein arabisches Café war uns neu und wir zögerten nicht, uns in einem solchen niederzulassen.

Der Cafetier, ein Araber mit langem hemdartigen Gewande, den Fez auf dem Kopfe, begrüßte uns sehr zuvorkommend und nötigte uns, auf den an den Wänden entlang laufenden, bankartigen

Brettern Platz zu nehmen. Auf diesen, ebenso wie auf dem, den Boden fast des ganzen Lokals bedeckenden Teppiche, saßen mit untergeschlagenen Beinen, rauchend und schachspielend wohl ein Dutzend Araber der wohlhabenden Klasse — meist große schöne Figuren — in ihren malerischen Trachten. In einer Ecke des Cafés sah man einen arabischen Barbier den Skalp eines Arabers barbieren. Inzwischen hatte uns der Wirt zwei Schälchen jenes deliciösen Getränkes serviert, welches man mit „orientalischem Kaffee" bezeichnet. Ein wahrer Hochgenuß, und wir beobachteten auch die Art der Bereitung.

Dicht an der Eingangsthür befand sich eine Art Kamin. Ueber einem Holzkohlenfeuer hängt permanent ein Kupferkessel mit kochendem Wasser. Der Cafetier füllt in kleine Blechkännchen, welche etwa das Quantum eines Kaffeeschälchens fassen, zwei Löffel des äußerst fein gestampften Kaffeemehls, giebt das kochende Wasser darüber und schiebt diese Kännchen noch einmal in das Holzkohlenfeuer, um den Kaffee einen Augenblick ziehen zu lassen, und erst dann wird derselbe in Schälchen, mit verhältnismäßig viel Zucker, serviert. Das Aroma korrigiert der Araber häufig mit einem Tropfen ätherischen Oels oder gestoßenen „crottes de gazelle", welche einen sehr feinen moschusartigen Geruch abgeben. Noch unterhielten wir uns über die Vorzüge des Getränkes, als die Klänge der Retraite an unser Ohr schlugen. In kleinen französischen Garnisonen ist es Sitte, daß das ganze Tambour- und Hornistenkorps sich zur Retraite auf dem Haupt-

platze um 9 Uhr abends versammelt. Mit dem ersten Glockenschlage beginnt dieselbe mit einer Fanfare und geht dann in einen Marsch über, mit welchem sich das ganze Korps in Bewegung setzt, um direkt nach der Kaserne zu marschieren. Häufig sieht man einen ganzen Trupp Militärs sich anschließen, die dann gleichzeitig mit der Retraite in die Kaserne eintreten. Zehn Minuten später ist Zimmer-Appell. Wir hatten also zu eilen, um rechtzeitig zur Stelle zu sein, indes wir waren fremd und verfehlten in der Hast den Weg, so daß wir erst fünf Minuten nach dem Appell im Zimmer eintrafen, bereits als fehlend gemeldet. Durch sofortige persönliche Meldung auf dem Bureau war die Sache erledigt.

Es sollte mir aber noch eine Ueberraschung werden. Ich traute meinen Augen kaum, als ich, an meinem Bette angelangt, keine Spur von meinen Habseligkeiten mehr vorfand. Meine Kleider, wie die in einem Bündel zusammengepackt gewesenen verschiedenen Kleinigkeiten, Reisenecessair und dergleichen, waren verschwunden. Trotzdem ich wußte, daß die Spitzbuben im Zimmer waren, konnte ich doch niemand bestimmt bezeichnen und so hatte meine Reklamation anderen Tags beim Sergeant-Major keinen Erfolg. Die Korporäle und Schreiber auf dem Bureau grinzten mich nur sehr vergnügt an und schienen ihre Schadenfreude an dem „Bleu“ zu haben. Also darum hatte man uns so bereitwillig die Uniformstücke geliehen, um mit aller Ruhe den Raub in Sicherheit bringen zu können. Ein reizender Anfang meiner Laufbahn in der Legion!

Am anderen Morgen sollten wir Rekruten eingekleidet werden, und wir mußten, nur bekleidet mit Hemd und Beinkleid, ich in Ermangelung des letzteren in Unterbeinkleidern und Schuhen natürlich, im Hofe antreten. Wir wurden nach den Kammern geführt, wo uns Kleider, Wäsche, Lederzeug, Waffen und überhaupt alles für den Soldaten Notwendige zugeteilt wurde. Als ich mit all diesen Sachen an meiner Lagerstatt anlangte, fanden sich verschiedene der Alten ein, die mir gefällig alles arrangieren wollten. Sämtliches mußte gezeichnet werden mit der Matrikel-Nummer, welche jeder bei seinem Eintreffen erhält. Man erbot sich, gegen Vergütung natürlich, das zu besorgen, ich war auch sehr zufrieden damit, hatte jedoch eine Heidenangst, daß mir die Gesellschaft einen Teil des Equipements verschwinden ließe Ich wußte indes, an wen ich mich diesen Falls zu halten hatte, darauf sitzen bleiben konnte ich doch nicht, und so beruhigte ich mich damit.

Sergeanten und Korporäle versuchten verschiedentlich den Schweizer und mich zu bewegen, in der Kantine mit ihnen zu kneipen, wir ließen uns aber auf nichts ein, man wollte doch nur traktiert sein. An einem Nachmittage passierte es mir im Kasernenhofe, daß ein noch junger Bengel mich anging, ihm ein Glas Absynth zu kaufen. Er war mir durchaus fremd, ich hatte also gar keine Veranlassung dazu und lehnte es kurz ab. Ehe ich mich dessen versehe, reißt mir der Bursche die Brille vom Gesicht und verschwindet in der Kaserne des Bataillons.

An eine Verfolgung war nicht zu denken, man hätte mich jedenfalls übel empfangen, zumal ich nicht wußte, in welchem Zimmer der Attentäter zu suchen sei. Meine Beschwerde auf dem Bureau des Depots war, ebenso wie die wegen der Kleider, erfolglos. Später erhielt ich eine Stahlbrille geliefert, das reine Pferdegeschirr, die ich nur beim Schießen benutzte.

Nun folgte die Ausbildung mit der Waffe. Regelmäßiges Exerzieren von morgens 8—10 Uhr und nachmittags 1—4 Uhr, um 11 Uhr Rapport, durch welchen der festgesetzte Dienst für den folgenden Tag, Strafen und dergleichen bekannt gegeben wurden. Etwa alle acht Tage wurden wir auf Wache kommandiert, und dann fand, in der ersten Zeit, wöchentlich ein Uebungsmarsch statt, zunächst nur mit halbem Gepäck. Später erfolgten solche in Zwischenräumen von vierzehn Tagen bis drei Wochen und drei bis vier Tage hintereinander, welche allmählich bis 50 km per Tag ausgedehnt wurden, mit einem Gepäck von nahezu 30 kg.

Wenn im allgemeinen die Ausbildung des Truppenteils dort mit weniger Energie angestrebt wird, als bei uns in Deutschland, so liegt das in der geringen Disziplin; dagegen wird bei Märschen die volle Willenskraft des einzelnen Mannes auf die Probe gestellt. Wer nicht mitkommt ohne den triftigen Grund „Krankheit", kommt ins Loch. Fälle von Hitzschlag sind trotz der häufig fast unerträglichen Hitze selten.

Bei all der Oberflächlichkeit ist das Regiment von einem inspizierenden General, durch Rapport, als

mustergiltig für die französischen Linien-Regimenter hingestellt worden, mit ausdrücklichem Hinweis auf die „vorzügliche Disziplin“.

Hier ein Beispiel: Es war noch in meinen ersten Dienstwochen, als wir morgens, zum Abmarsch bereit, in Reih und Glied standen und die Unteroffiziere uns musterten. Einer derselben, welchem ich kürzlich den Trunk in der Kantine versagt hatte, nahm mich aufs Korn, mäkelte über meinen angeblich unsauberen Anzug, nannte mich „cochon“, „salop“ und ähnliches mehr, worauf ich ihm recht trocken halblaut antwortete: „je ne suis plus cochon que vous, Monsieur“. Der Herr sah mich darob etwas verdutzt an und „taisez vous“ war alles, was er mir, weitergehend, zurief. Derselbe hat mich später nie wieder chikaniert, er war im Gegenteil freundlicher als die meisten anderen Unteroffiziere. Nach den Exerzierstunden wurden von den in die Zimmer zurückgekehrten Leuten, vom „Kaporal de semaine“ 20—30 Mann zur corvée kommandiert. Täglich waren größere Mengen von Lebensmitteln heranzuschaffen und ich hätte da, ebensogut wie andere, meine Arbeit geleistet, wenn man die Mannschaften, wie sich's gehörte, der Reihe nach kommandiert hätte. Dem war aber nicht so, man holte vielmehr nur immer „les bleus“ und zwar immer die, welche gerade zu erlangen waren. Einzelne waren Tag für Tag regelmäßig mehrere Stunden beschäftigt. Wir, der Schweizer und ich, verschwanden meist so schnell wie möglich wieder vom Zimmer, und wenn wir nicht unsere Wäsche zu waschen hatten, am

Brunnen hinter der Kaserne, so promenierten wir dort, bis um 5 Uhr die edlen Beschäftigungen in festen Händen und der Weg nach der Stadt frei war.

Die Verpflegung der Legionäre ist die erbärmlichste, die man sich vorstellen kann, und sie ist in vielen französischen Linien-Regimentern nicht besser. Was dem Regiment zur Verpflegung der Troupiers zur Verfügung steht, ist so ausreichend, daß bei den dortigen billigen Preisen der Lebensmittel, der Soldat eine ganz vorzügliche Kost haben könnte, wenn demselben nicht zwei Drittel dessen, was ihm rechtmäßig zusteht, gestohlen würde.

Der Sergeant-Fourier und mit diesem der Korporal-Fourier haben die Beschaffung von Zucker, Kaffee, Kartoffeln, Fleisch, Suppenzuthaten ꝛc. unter sich, und die Lieferungsverträge werden seitens der Lieferanten mit diesen abgeschlossen. Es wäre nun der Sergeant-Fourier vom Kapitän schlecht angesehen, wenn er nicht für die Kompagniekasse Ueberschüsse erzielte. Von Rechtswegen sollen etwaige Ueberschüsse in die Regimentskasse, die sogenannte „schwarze Kasse" fließen, diese steht zur ausschließlichen Disposition des Colonel. „Wozu soll ich das Geld dem Colonel geben," denkt der Kapitän und verbraucht es lieber selbst, aber nicht für die Kompagnie, sondern für seine Privatzwecke. Die Fouriere kaufen ihrerseits von keinem Lieferanten ohne hohe Tantième, dieser liefert dafür nicht nur minderwertige Ware, sondern auch „minderwertiges" Gewicht. Eine Revision der in die Kaserne gebrachten Vorräte auf das Gewicht

hin findet nicht statt. Der Troupier hat allerdings das Recht, das Gewicht und die Qualität der Waren beim Lieferanten zu prüfen, aber er kommt nicht dazu, und Reklamationen haben doch keinen Zweck. Nun erhält der Küchenchef die Materialien, derselbe verkauft einen Teil des Zuckers, Kaffees, der Kartoffeln und des Fleisches an die beiden Kantinenwirte, welche die Beköstigung der Unteroffiziere im Abonnement übernommen haben, für ein jedenfalls anständiges Trinkgeld. Ferner lassen sich die Herren Unteroffiziere durch ihre Putzer morgens einen extra für sie gebrauten Kaffee aus der Küche holen, ebenso wie die näheren Freunde und Bekannten des ganzen Küchenpersonals, welche auch als Suppe eine ganz vorzügliche Bouillon, sehr große Portionen Fleisch rc. (ohne Knochen) erhalten. Den übrigen bleibt demnach nicht viel mehr als Spülwasser, in dem noch einige Bohnen, Vermicelles oder Maccaroni herumschwimmen. Als Fleisch erhält der Troupier einen Knochen mit einigen Fleischresten daran. Wenn nicht jeden zweiten Tag ein Brot aus der Militärbäckerei geliefert würde, hätte der gewöhnliche Soldat nicht genug, das Leben zu fristen. Ausnahmsweise bei festlichen Gelegenheiten giebt es „Ratta“, ein Gemisch von Kartoffeln und kurzgebrochenen Maccaroni mit etwas Sauce darüber nebst gesottenem Hammelfleisch. Kisten von der Heimat kennt man in der Legion nicht, während man in den Linien-Regimentern mit diesem Faktor rechnen kann.

Zu allem hinzu kommt noch, daß sich die älteren Soldaten mit Neulingen nächtlicher Weile faule, zum

Teil recht rohe Späße leisten. So zum Beispiel richtet man das Bett, welches aus zwei eisernen Doppelfüßen (Böcken) mit darauf ruhenden drei Brettern und der Matratze besteht, derart her, daß das mittlere Brett auf einen kurzen runden Stock (Zeltstecken) zu liegen kommt. Das Brett wird dann vorläufig so festgemacht, daß es, während der Besitzer sich hinlegt, nicht ohne weiteres in Bewegung kommen kann. Nachdem der Aermste, nichts ahnend eingeschlafen und die Lampe gelöscht ist, wird die Sicherung entfernt, und mit einem scharfen Ruck rollt, respektive fliegt das Mittelbrett mit der darauf ruhenden Matratze und dem Schläfer mitten ins Zimmer auf den Fußboden. Mit einem großen Schreck kommt dieser davon, ebenso wie bei dem folgenden Unfug: Ueber dem Kopfe des Schläfers befindet sich ein Brett, auf welchem alles Gepäck aufgeschichtet liegt. An einem Nagel wird hier ein Blechtrinkgefäß mit Zwirnsfäden befestigt. Das Gefäß ist mit Wasser gefüllt und zwischen den Fäden befindet sich etwas Papier; dieses wird angezündet und der liebenswürdige Nachbar hat gerade noch Zeit, in seinem Bett zu verschwinden, ehe sich der Guß vollzieht.

Weniger harmlos ist das sogenannte „Hochgericht“. Einer der jungen Soldaten — bevorzugt sind solche, welche durch ihre Schüchternheit glänzen und von denen nicht zu befürchten ist, daß sie Klage führen — wird von zwei Mann, „en tenue de garde“ (Wachtanzug) mit Gewehr bei Fuß, aufgeweckt; derselbe muß sich ankleiden und folgen. In irgend einem ent-

fernteren Saale, womöglich in einem anderen Stockwerk, sind zwei lange Tische übereinandergestellt; über dem unteren Tisch liegt eine große Decke, welche bis zum Fußboden reicht, so daß der leere Raum unter demselben verdeckt ist. Vor den Tischen liegt ebenfalls eine große Decke als Teppich, welche bis hinter die herabhängende reicht. Oben auf diesem Gerüst sitzen der Präsident und die Richter, die Zeugen stehen neben dem improvisierten Teppich, und unter dem Tisch befinden sich einige Mann, welche die Exekution auszuführen berufen sind. Der Delinquent wird in den Saal geschleppt und auf die Teppichdecke gestellt. Nun werden ihm von einem Ankläger alle möglichen Spitzbübereien zur Last gelegt und die Zeugen werden vernommen. Der Delinquent, unschuldig wie er ist, sucht sich von dem Verdachte zu reinigen, beteuert seine Unschuld, doch man schenkt ihm kein Gehör. Der Richter ermahnt ihn, zu gestehen, und schließlich erfolgt die Verurteilung, das heißt, auf ein gegebenes Stichwort mitten in der Rede ziehen die unter dem Tische Versteckten mit kräftigem Ruck die Decke unter den Füßen des armen Teufels hinweg, so daß dieser hinterrücks zu Boden schlagen muß, natürlich zum allgemeinen Gaudium der Anwesenden.

Durch derartige Quälereien wird manchem das Leben zur Hölle gemacht. Ich selbst blieb verschont mit solchen Späßen. Die Gesellschaft traute mir nicht, weil ich einem in meinem Zimmer liegenden Italiener, der schon zweiundzwanzig Jahre diente, ganz energisch heimgeleuchtet hatte. Derselbe liebte den Absynth,

so daß er regelmäßig abends angetrunken war und es dabei auf mich abgesehen hatte. Sobald ich das Zimmer betrat, raisonnierte er auf die „sales prussiens“, und beleidigte mich auch des Öfteren persönlich. Ich verbat mir die Aeußerungen mehrere Male ohne Erfolg, bis mir endlich die Geduld riß und ich dem kleinen Alten, ohne Rücksicht auf sein Dienstalter, eine handgreifliche Lektion erteilte, die mir nicht nur bei diesem, sondern auch bei den anderen einigen Respekt verschaffte.

Im Leben des Legionärs giebt es für den Fremden viel Neues; so giebt es auch Vorkommnisse drastischer Art, die auf ein besseres Ziel hinauslaufen. Namentlich waltet in Bezug auf Sauberkeit in der Leibwäsche und Uniform ein sehr löbliches Bestreben im Fremden-Regiment. Die gelieferten neuen Hemden und Unterbeinkleider, von Alfa hergestellt, sind von graugelber Farbe, ebenso sind die Drellbeinkleider, Blousen 2c. ganz grau. Der Troupier in Afrika bringt dieselben in wenig Wochen durch häufiges Waschen — kalt natürlich — und Bleichen zu einer blendend weißen Farbe, daß es eine wahre Freude ist, die Leute zu beobachten. Mit Flecken in den Pantalons geht der Legionär weder zum Exerzieren, noch viel weniger auf die Promenade, und wehe dem armen Rekruten, der dieser Sitte nicht Rechnung tragen wollte. Fällt so ein „Bleu“ durch malpropre Wäsche auf, dann wird derselbe eines Tages von seinen Bettnachbarn am Kragen gefaßt und hinunter an das Waschbassin geschleppt und ganz gleich, ob das Thermometer unter

Null steht, sans façon samt der Garderobe mehrfach untergetaucht. Diese Prozedur ist in der Regel von dauerndem Erfolg.

In den ersten Wochen, als uns das afrikanische Leben noch neu war, benutzten wir jede freie Stunde, um im Städtchen zu promenieren. Der Schweizer und ich waren inzwischen unzertrennliche Freunde geworden, und es war unter uns abgemacht, der Uebung halber nur französisch zu spechen. Bei unseren Wanderungen durch Bel-Abbès besuchten wir auch häufig die Markthalle, allwo man für wenige Centimes die delikatesten Südfrüchte naschen konnte. Es gab da Orangen, Mandarinen, Datteln, Melonen, grüne und blaue frische Feigen, Stachelfeigen, geröstete Kastanien, Weintrauben u. a. m. in den prächtigsten Exemplaren, meist von Spanierinnen feil gehalten. Man findet aber auch jüdische Händler dazwischen, die in ihrem festen Stande Rosinen, Mandeln und ähnliches verkaufen.

Auch die Straße bietet viel Abwechselung. In bunter Reihe sieht man die Verkaufslokale, zum Teil Läden nach europäischer Art, oder offene Gewölbe, in denen Araber oder arabische Juden Tabak oder arabische Stickereien und andere Arbeiten verkaufen. Letztere werden meist an Ort und Stelle gefertigt und so kann man hauptsächlich die Fabrikation von Burnussen, des Hauptbekleidungsstückes der Eingeborenen, beobachten. Eine andere Spezialität der Araber sind goldgestickte Pantoffeln, die meist von Fremden als Kuriosität gekauft werden. Man sieht

auch jüdische Handwerker, insonderheit Schuhmacher, bei welchen der arabische Passant seinen Bedarf deckt; hier beim Schuhflicker werden auch Reparaturen an Lederzeug und Schuhwerk an Ort und Stelle ausgeführt, und wer eines Schönheitspflästerchen auf seinem Stiefel benötigt, kann sofort auf das gewünschte warten. — Auf dem Boulevard konzertiert Mittwochs die Regimentskapelle; an diesem Tage giebt sich hier die Haute-volé von Sidi-Bel-Abbès ein „Rendezvous“. — Hier wird auch am 14. Juli das Nationalfest gefeiert. Da gehts gar fröhlich her; am Ende wird ein Ball entriert und — echt republikanisch — tanzt ungeniert Vornehm wie Gering bunt durcheinander. — Außer den mannigfachen Straßenbildern nahmen ferner die Araberküchen unser Interesse in Anspruch. In der einen Spezies serviert man den Gästen gesottenes Hammelfleisch, klein geschnitten, in außerordentlich scharfer Paprikasauce, in einer anderen wieder giebts als Spezialität „Galetten“, eine Art in Oel gesottene Kuchen; beide Gerichte sind Lieblingsspeisen der Eingeborenen. Am häufigsten findet man den Legionär bei den „marchands de vin“, allwo man bei einem Liter Rotwein zu 40 Centimes die Zeit verbringt, oder besser „vertrinkt“. Es giebt indes da auch Absynth oder Bab-Ali, Getränke, mit welchen sich die Leute in kürzester Zeit geradezu bis zur Bewußtlosigkeit berauschen. Bab-Ali ist ein aus dem Extrakt von Stachelfeigen gewonnenes Getränk spanischer Herkunft, das in diesen Gegenden, weil billig, viel konsumiert wird.

Den Tag- wie Nachtverkehr in Sidi-Bel-Abbès fand ich sehr lebhaft. Wenn der Tag sich neigt und die Nacht herniedersinkt, dann wird es besonders in der Nähe der arabischen Cafés, die meist in den kleineren Seitenstraßen liegen, lebendig. Auf dem schmalen Trottoir, längs der Häuser, schlagen Dutzende von Arabern ihr Nachtlager auf, das heißt, sie liegen, in ihre Burnusse gehüllt, auf der Straße. — Arme Reisende, die eben nicht wissen, wo sie ihr müdes Haupt zur Ruhe legen sollen! — Die besser Situierten steigen im Café ab und verbringen auch in diesem — auf den Teppich gestreckt — die Nacht, wofür sie wohl dem Cafetier eine Entschädigung verabreichen.

Aus dem Tagesverkehr bieten noch die des öfteren aus der Umgegend zur Stadt kommenden Familienkarawanen Stoff zu interessanten Studien. Der Mann reist bequem, er sitzt auf seinem Maultier oder Pferde, die Frau aber trottet mit dem Kinde auf dem Rücken athemlos per pedes hinterher. Man sieht, diese Rasse kennt keine Rücksichten gegen das schöne Geschlecht! —

Die städtischen Besitzungen reicher Araber, meist einstöckige Wohnhäuser, sind grundverschieden von unseren abendländischen Bauten, und da die Parterrefenster nur Oberlicht haben, ähneln die Gebäude in ihren unteren Geschossen vielmehr einem Arrestlokal als einem Familienheim. In das Innere eines solch maurischen Tuskulums bin ich nie gedrungen, da dieses dem Fremdling verschlossen bleibt. —

Trotz all seiner Verschlossenheit ist der Araber bei öffentlichen Festen gern aktiv, zumal wenn es gilt,

seine Gewandtheit zu zeigen. Große Rennen werden veranstaltet, und auf ihren schnellfüßigen arabischen Vollbluthengsten sprengen sie in ein oder zwei Gliedern, fünf bis zehn Mann im Haufen, mit rasender Geschwindigkeit die Chaussee entlang. Ihre buntfarbigen Gewänder und der weiße Burnuß darüber, flattern im Winde, und während sie auf ihren feurigen Rennern dahin sausen, werfen sie die langen Beduinenbüchsen hoch in die Luft, fangen sie im vollen Jagen wieder auf, legen an und schießen sie kurz vor dem Ziele ab. Sie entwickeln so eine sehr beachtenswerte Kunstfertigkeit, die ihnen rauschenden Beifall der buntbewegten tausendköpfigen Zuschauermenge einbringt.

Außer diesem Spiele strengnationalen Charakters hatte ich auch Gelegenheit, ein regelrechtes Wettrennen in Sidi-Bel-Abbès zu sehen. Die wohlhabendsten Eingeborenen, Offiziere der Spahis, französische und spanische angesehene Kolonisten nehmen daran Teil, doch trotz des phantastischen Aufputzes der Reiter macht solch ein Rennen, im Vergleiche zu unseren europäischen, einen recht unbeholfenen und daher wenig interessanten Eindruck. Den Reitern fehlt die Schneidigkeit, und sind auch die Pferde bezüglich der Rasse vollwertig, so sind sie doch nicht sportlich trainiert.

Nach diesen kleinen Abschweifungen über Land und Leute kehre ich wieder zu „meinen Kameraden“ zurück.

Bei Madame Smith.

November wars, und wir zogen mit Sack und Pack, das Musikkorps an der Spitze, unter den Klängen des Regimentsmarsches „Tiens-voila du boudin“ — hinaus auf das Exerzierfeld, um uns daselbst für einige Tage häuslich niederzulassen. Die Kasernements, welche von Millionen von Wanzen infiziert waren, sollten mit Chlor und Schwefel von dieser Pest, wenigstens so viel als möglich, befreit werden. Vor der Stadt wurde inzwischen das Zeltlager, das „Camp“ etabliert. Unter den großen spitzen Zelten wurden wir je zu zwölf Mann „campiert“, und der Aelteste von diesen war der „Chef de tente“, welcher für Ordnung in der „Tente“ (Zelt) verantwortlich war. Wir erhielten Strohsäcke und wollene Decken geliefert, füllten erstere mit „Alfa“, einem sehr groben Grase, welches man in Afrika selbst auf dem sandigsten Terrain touffweise vorfindet, und so fühlten wir uns in unserem neuen Heim recht wohl und freier als in der Kaserne mit den überfüllten Zimmern. —

Eines Sonntagsabends, nach dem Appell, zur Zeit, da wir uns zur Ruhe legen sollten, überredete mich der „Chef de tente“ (Zelt-Aelteste), mit ihm das Lager heimlich zu verlassen, um die Nacht außerhalb zu verbringen. Derselbe schwatzte mir gar allerlei vor, was geeignet war, meine Neugierde zu reizen. Ich stimmte schließlich zu, und im Schatten der Nacht verließen wir beide, ohne Waffen, das Zeltlager und, ohne daß wir vom Wachtposten bemerkt wurden, er-

reichten wir die nach Bel-Abbès führende Landstraße. Das Ziel unserer nächtlichen Wanderung war ein an die Stadt anschließendes Araberdorf. Dort wohnte in einem fensterlosen viereckigen Ziegelbau eine etwa fünfunddreißigjährige Araberin, die unter dem Namen „Madame Smith" im Regiment allgemein bekannt war. Den Namen hatte die verblühte maurische Schönheit nach einem ihrer früheren Liebhaber, dem ehemaligen Legionär Smith. Dieses Weib verstand sich vorzüglich auf die Zubereitung eines „brûleau", — das ist ein von Bab-Ali hergestellter Grog — und gern verbrachten einzelne Bevorzugte ein Stündchen in ihrer immerhin nicht uninteressanten Gesellschaft.

Nach längerem Klopfen erhielten wir Einlaß und fanden dort zu meinem Erstaunen schon zwei andere mir unbekannte Legionäre vor. Das Innere bestand aus einem einzigen Raum von etwa zehn Schritt im Geviert und war äußerst primitiv ausgestattet. Zwei Betten, in deren einem zwei Kinder der Madame schliefen, ein kleiner Tisch, auf welchem eine Kerze brannte, und zwei Stühle bildeten das ganze Meublement, während ein Teppich die Mitte des Raumes bedeckte.

Wir schienen erwartet, und ich wurde freundlich willkommen geheißen, aber auch bald von allen Seiten angegangen, Geld für Bab-Ali zu spendiren. Einer der „Alten" verschwand, um zwei Liter dieses Getränks nebst dem dazu nötigen Zucker zu besorgen, und Madame Smith brachte eine Schüssel auf den Tisch, in welcher der „brûleau" bereitet wurde. Bald umbrodelten uns die heißen Dämpfe des grogkartigen

Gebräus, das von sehr angenehmem Geschmack ist, und dem deshalb tüchtig zugesprochen wurde. Auch mich animierten die Genossen lebhaft zum Trinken.

Das machte mich mißtrauisch, und während die anderen das berauschende Gift gierig hinunterstürzten, nippte ich nur vorsichtig an meinem Glase.

Als der Stoff zur Neige ging, wurde ich von neuem um Geld zur Beschaffung eines weiteren Liters angegangen, außerdem mußte ich wohl oder übel der Mauresken ein größeres Geldgeschenk machen.

Mittlerweile war die Zeit vergangen, und ich drängte zur Heimkehr, die anderen aber wollten nichts davon wissen, weil angeblich Patrouillen die Straßen passierten. So ließ ich mich denn zum Bleiben bestimmen, und während es sich jene auf dem Teppich bequem machten, legte ich mich auf das leerstehende Bett. Es sollte eine spätere Stunde abgewartet werden, und, um ein Stündchen schlafen zu können, wurde das Licht gelöscht. Das Löschen des Lichtes steigerte mein Mißtrauen, ich stellte mich schlafend, und mein gleichmäßiges tiefes Atmen mochte auch bei den bezechten „Alten" den Glauben erwecken, daß ich in Morpheus Arme gesunken sei. Da entspann sich eine anfänglich sehr leise geführte Unterhaltung, von der ich zunächst kein Wort erfassen konnte. Es währte indes nicht lange, bis die beobachtete Vorsicht schwand, der genossene Alkohol war mächtiger als der Wille des Sujets und aus dem immer deutlicher werdenden Gespräche entnahm ich, daß es auf meine goldene Remontoiruhr und meine Geldbörse abgesehen

war. Kurz entschlossen sprang ich auf, und unter dem Vorwand, es habe jemand draußen geklopft, machte ich Licht.

Die sauberen Brüder bestritten dies angebliche Klopfen und versuchten das Licht abermals zu löschen. Ich aber sprang vor den Tisch und deckte es, denn in diesem Augenblicke war für mich die Hauptsache, die Scene übersehen zu können. Zu spät bemerkte ich, daß ich in eine Falle gegangen war. An Hilfe von außen war nicht zu denken, die listige Araberin hielt es offenbar mit den „vieilles crapules“, und von der Habgier der letzteren war das Schlimmste zu befürchten. Ich barg in der Tasche ein Messer, einen sogenannten Nickfang, diesen öffnete ich schnell, und als jetzt die drei Raubgesellen auf mich eindrangen und mich mit Gewalt vom Tisch fortzubringen suchten, zog ich diese meine einzige Waffe hervor, schlug um mich und drohte jeden niederzustoßen, der mir zu nahe käme. Meine wiederholte energische Aufforderung, die Thüre zu öffnen, blieb ohne Erfolg, und meine Lage wurde immer kritischer. Noch war es mir gelungen, mir die Gesellschaft vom Halse zu halten, da aber wurde ich plötzlich von einem der Genossen von hinten gepackt, gewürgt und trotz verzweifelter Gegenwehr hinterrücks zu Boden geworfen. Das Messer wurde mir entrissen und ich war machtlos in den Händen der Trunkenbolde, die sich in wilder Gier auf mich stürzten. Es war eine Situation, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Ich schwebte in großer Lebensgefahr und doch sollte ich nach glück=

licher Schicksalsfügung ihr entrinnen. War es nicht höhere Inspiration, daß sich plötzlich, als mich zwei der Banditen fast abwürgten, bei dem dritten Gewissensbisse bemerkbar machten? — Dem Jüngsten unter ihnen, einem herkulischen Elsässer, schien noch nicht alles Gefühl abgestorben zu sein, er hätte wohl mitgestohlen, aber nimmer gemordet, und so wehrte er die anderen ab, half mir auf die Beine, und versicherte mir, daß mir kein Haar mehr gekrümmt werden solle. Diese plötzliche Wandlung des Elsässers verwirrte die anderen Genossen und ich benutzte den günstigen Moment, um mich möglichst aus der Schlinge zu ziehen. Ich drang jetzt mit verzweifelter Energie in Madame Smith, mir die Thür zu öffnen, widrigenfalls ich mich an ihren Kindern vergreifen würde. Die Drohung half, und ehe die anderen Herr der Situation waren, stand die Thür offen und ich eilte hinaus in die dunkle Nacht. Der Weg war mir nicht bekannt, doch, um mich vor der Hand den Blicken meiner Verfolger zu entziehen, eilte ich, so schnell mich meine Füße tragen wollten, die Straße entlang bis zur nächsten Ecke, woselbst ich eine niedere Mauer fand, die ich überstieg und hinter der ich mich platt zur Erde legte. Es sollte meine Rettung sein, denn kaum lag ich regungslos in meinem Versteck, als ich auch schon das saubere Kleeblatt an der Ecke ratlos Halt machen hörte. Jetzt hatte ich das Schlimmste zu befürchten, sie hätten mich auf der dunklen Dorfstraße bequem niedermachen und berauben können, und ersteres beabsichtigten sie schon deswillen, weil

sie im Falle meines Entweichens meine Anzeige befürchteten, und was wäre nach einem Totschlag gekommen? — Nichts! — Im Regiment wäre einfach angenommen worden, daß ich von herumstreifenden Arabern überfallen und erschlagen worden sei. Das war ja auch die bequemste Erklärung für das Auffinden eines toten Legionärs, nach dem ja im allgemeinen kein Hahn kräht. — Meine Aufregung stieg aufs Aeußerste. — Wie, wenn einer der Verfolger auf den doch naheliegenden Gedanken gekommen wäre, daß ich hinter dieser Mauer zu finden sein könnte? — Dann war ich jedenfalls heute nicht in der Lage, meine Erlebnisse niederschreiben zu können. Doch glücklicherweise bemerkten sie mich nicht und ich hörte nur, wie sie unter Schimpfen und Fluchen Kehrt machten und nach Madame Smiths Hütte zurückgingen. Als ihre Tritte verhallt waren, erhob ich mich vorsichtig, ging die Straße entlang bis zur nächsten Thorwache und meldete mich als „nach Appell ausgegangen". — Die hierfür zu erwartende Strafe wollte ich gerne auf mich nehmen, war ich doch nun wenigstens sicher geborgen. Wenn es auch für gewöhnlich kein begehrenswerter Aufenthalt im „Prison" ist, so war er in meiner augenblicklichen Lage doch geradezu golden.

Im „Prison".

Nachdem ich den Rest der Nacht im Gewahrsam der städtischen Thorwache verbracht hatte, erfolgte meine Ueberführung in das „prison" (Arrestlokal)

des Kasernements, von wo aus ich nach kurzer Zeit von dem Kapitän des Depots aufs Bureau citiert wurde, um daselbst den Fall zu Rapport zu geben. Ich schrieb alles wahrheitsgetreu nieder, wurde dann in Arrest zurückbefördert und in diesem entsetzlichen, aller Zivilisation Hohn sprechenden Aufenthalte bis auf weiteres eingesperrt.

Das Arrestlokal ist ein etwa 10 m langer, 4 m breiter Raum, an der einen Längswand befindet sich eine Pritsche, auf der für etwa zwölf Mann „Platz zum Schlafen" vorhanden ist. Links neben der Eingangsthür steht ein defekter Bottich, der als Abort dient, und über diesem ist ein viereckiges, nach außen verblendetes Fenster. Besonders nachts wird das Arrestlokal geradezu zum Schreckensaufenthalt. Außer den ständigen „prisoniers" werden auch solche Legionäre, welche für geringe Vergehen mit „salle de police" bestraft sind, am Tage aber ihren Dienst thun müssen, des Nachts hier untergebracht und so kommt es vor, daß in diesem kleinen Raum oft fünfundzwanzig bis dreißig Mann eingesperrt liegen. Da nur ein kleiner Teil der Leute auf der Pritsche Platz findet, so liegen oder kauern diese auch unter und vor der Pritsche auf dem steinernen Fußboden, welcher infolge des undichten Bottiches ewig schlüpfrig bleibt. In diesem gar nicht ventilierten Raume entstehen bald unerträgliche pestilenzialische Gerüche, welche die Insassen wie in eine dumpfe Narkose versetzen. Ich verbrachte die Nacht, auf dem Rande der Pritsche gegen die Wand gelehnt, in sitzender Stellung.

Endlich, als der Tag graute, wurde mir Erlösung, ich wurde nach dem Feldlager zurück beordert und erfuhr dort, daß ich vier Tage „salle de police" erhalten habe, die ich glücklicherweise im Wachtzelt verbringen konnte, während den anderen drei Genossen je vier Wochen „prison" zudiktiert wurden.

Beim Verlassen des „prison" in der Kaserne sah ich im Gefängnißhofe fünf am Boden liegende, an Händen und Füßen gefesselte Soldaten. — Der eine derselben hatte außerdem einen Knebel im Munde. Alle fünf gehörten dem in der Kaserne liegenden Bataillon an; nach Appell absynthselig heimgekommen, und am Kasernenthor arretiert, hatten sie sich renitent gezeigt und waren auf Befehl des Adjutanten in die Crapeaudine gelegt, eine haarsträubende Art der Bändigung widerspenstiger Gesellen.

Dem Gefangenen werden unter Faustschlägen und Fußtritten Hände und Füße auf dem Rücken kreuzweise zusammengeschnürt, so daß er kein Glied zu rühren vermag. Giebt derselbe seinen Schmerzen und seiner Angst durch Schreien Ausdruck, so wird ihm ein Knebel in den Mund gesteckt. Es geschieht, daß die Leute vom Colonel zu acht bis zehn Tage „crapeaudine" verurteilt werden. Sie liegen dann die ganze Zeit Tag und Nacht, ohne Rücksicht auf Sonnenglut, Regen, Schnee oder Frost obdachlos und geschnürt im Hofe des „prison". Einmal täglich erhalten sie Suppe ohne Fleisch, zum Essen werden sie eine Viertelstunde von den Stricken befreit. Mitunter — nach starkem Frost — sind den Unglücklichen die Hände

abgestorben und nie wieder, wie früher, zu gebrauchen. Seit 1885 ist infolgedessen auf kriegsministerielle Verfügung diese Art zu strafen untersagt, sie kommt jedoch in schweren Fällen, gegen alles Reglement, vereinzelt noch heute in Anwendung.

Andere Prisoniers (Gefangene) müssen tagsüber den Kasernenhof, die Latrine ꝛc. reinigen und nachdem im Strafpeleton exerzieren. Den Tornister mit großen Feldsteinen gefüllt, marschieren sie vor- und nachmittags hinter der Kaserne, je drei Stunden ununterbrochen auf geschlagenen Chausseesteinen und üben Griffe mit dem Gewehr nach dem Kommando eines Sergeanten.

Die Härten der Strafen sind eben eine Folge der vielen moralisch verkommenen Elemente im Fremden-Regiment.

Im Walde von Daya.

In einer Entfernung von ca. 38 km von Bel-Abbès liegt der Wald von Daya. Er dehnt sich weithin aus und ist mit unseren deutschen Wäldern gar nicht vergleichbar. Die schattenspendenden Bäume ragen nicht in dichter Reihe zum Himmel empor, sie stehen vereinzelt zerstreut inmitten eines üppig wuchernden niederen Strauchwerks. Das Tierleben macht sich tagsüber wenig bemerkbar, aber wenn die Sonne gesunken ist und die Nacht ihre Fittige ausbreitet, dann unterbrechen seltsame, fast schaurige Laute die heilige Stille des Waldes. Die afrikanischen

Nachtschwärmer, Schakale und Hyänen, streifen heulend und beutegierig umher. —

Die Kultur, die ewig fortschreitende, ist auch am Wald von Daya nicht spurlos vorübergegangen, der alles nivellierende Geist unseres Jahrhunderts setzte seine Hebel an, er bahnte einen Weg durch Felsen, Gestrüpp und Gesträuch; denn das eiserne Dampfroß sollte in Bälde den weiten Wald durchqueren. — So war zu jener Zeit eine Abteilung der zu „travaux publiques“ (öffentliche Arbeiten) Verurteilten mit Eisenbahnbauten beschäftigt. Zur Beaufsichtigung dieser Sträflinge dient ein Detachement von 25 bis 30 Mann und mit einem solchen war ich nach dem Walde von Daya entsandt. Wir marschierten durch die „porte de Daya“ über Bou-Khanévis, Bou-Youb nach unserem Bestimmungsort. Dort angekommen wurde das aus 1 Sous-Lieutenant, 1 Adjutanten, 1 Sergeanten, 1 Korporal und 24 Mann bestehende Detachement geteilt. Der Lieutenant zog mit dem Sergeanten und 12 Mann noch 5 km weiter, während der Adjutant mit dem Korporal und 12 Mann, zu denen auch ich gehörte, das erste Camp bezog. Wir lösten die dortige Wachmannschaft ab und besetzten das Wachthaus, eine Blockhütte, neben dem sich auch eine improvisierte Küche nebst Schmiede befand. Das Lager der Sträflinge bestand aus vier großen Zelten, welche von einem Graben umzogen waren und in denen einige zwanzig Mann lagen. Das Vergehen dieser Leute bestand meist in grober Insubordination, vielleicht auch in Unterschlagung, begangen durch

unberechtigten Verkauf von Militäreffekten, ihre Behandlung war durchaus human. Tagsüber arbeiteten sie auf der Strecke, wenn auch unter Bewachung, so doch ohne besonderen Zwang, und rauchten ihre Cigaretten und Pfeifen dabei. Sie verdienten auch während ihrer Strafzeit ein ganz erkleckliches Sümmchen; so bekamen sie per Tag 0.80 bis 1.50 Franks, wovon ihnen zwei Drittel zur Verfügung standen. Hiervon konnten sie sich in einer kleinen Kantine Erfrischungen leisten, der Rest wurde ihnen gutgeschrieben und bei ihrer Entlassung ausgehändigt. Kein böses Wort durfte dem Sträfling gegenüber laut werden, und infolge dieser ganz außerordentlich milden Behandlung kam es nicht selten vor, daß verlodderte Subjekte im Regiment absichtlich Vergehen begingen, um auf „travaux“ zu kommen, dieweil sie's eben dort besser hatten als im Regiment. — Sonntags kauften sich die Leute Mehl, Eier und andere Zuthaten für Backwaren, die sie sich im Zelt bereiteten. Getränke durften sie nicht mitnehmen, jedoch war ihnen gestattet, stehend in der Kantine etwas zu trinken. — Unser Dienst war auch sehr angenehm. Die Abteilung war in zwei Hälften geteilt für Tag- und Nachtdienst. In der Nacht wurden wechselweise vor dem die Zelte umspannenden Graben zwei Wachposten bezogen. Während des Dienstes war uns gestattet zu rauchen, von welcher Erlaubnis wir natürlich ausgiebigen Gebrauch machten. Die Nächte, die ich im Walde von Daya verlebte, sind mir eine angenehme Erinnerung. Große Holzstöße wurden angezündet, und

während die Flamme gigantisch emporschlug zum sternenklaren Firmament, saßen oder lagen wir, gemütlich rauchend, am Wachtfeuer und erzählten lustige wie auch abenteuerliche Geschichten, auf welchem Gebiete besonders die Belgier ein außerordentliches Erzählertalent bekundeten. Ganz interessant war auch der Nachtpostendienst; wir waren oft gezwungen, die Hyänen, welche gar zu sehr in die Nähe unserer Küche kamen, durch Aufschlagen mit dem Gewehrkolben zu verscheuchen. Eines Nachts, als ich mit einem „Kameraden" Posten stand, sah ich, wie ein Gefangener mit Blitzesschnelle über den Graben sprang und im Dunkel der Nacht eilenden Fußes verschwand. Wir gaben sofort zwei Schüsse ab und alarmierten so die Wachmannschaft zur Verfolgung des Flüchtigen. Nach etwa anderthalbstündigem Suchen wurde der Deserteur wieder ergriffen und in Fesseln gelegt. Die anderen Tags eingeleitete Untersuchung ergab die überraschende Thatsache, daß mein „Wacht-Kamerad" mit dem Flüchtling bereits in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte. Der Gefangene hatte absichtlich die Stunde, in der sein Freund Posten stand, als günstige Gelegenheit zum Entweichen gewählt. Der arg belastete Posten wurde sofort arretiert und nach dem anderen Camp befördert, indes wurde sein Vergehen von dem Lieutenant milde beurteilt, so daß er mit vier Wochen Kasten davon kam.

Die angenehme Dienstzeit im „forêt de Daya" verlief leider rasch genug. Nach acht Wochen wurde unser Detachement abgelöst und wir marschierten wieder

nach Sidi-Bel-Abbès zurück. Während der Zeit des Kommandos erhielten wir unseren vollen Sold, und da wir uns die Lebensmittel selbst beschafften, war unsere Verpflegung eine vorzügliche. Wir bekamen eben, was uns zustand, und kein wohlmeinender Kapitän oder Fourier oder Cuisinier verwässerte uns die Suppe.

Garnisonwechsel.

Nach mehrwöchentlicher Abwesenheit zurückgekehrt zur alten Garnison Sidi-Bel-Abbès wurde der Dienst in gewohnter Weise wieder aufgenommen, bis ein Teil unseres Depots am 24. März zum 6. Bataillon und mit diesem nach Tiaret versetzt wurde. Um nach der neuen Garnison zu gelangen, mußten wir die stattliche Wegstrecke von ca. 210 km zurücklegen. Der Abmarsch erfolgte unter den ungünstigsten Verhältnissen; der Regen prasselte schon seit einer Woche ununterbrochen hernieder und der Himmel malte sich grau in grau. Aber was half's! — Der Befehl war da, wir packten die Tornister und marschierten aus. Wir passierten Mascara, durchquerten die Ausläufer des kleinen Atlasgebirges, durchschritten auch einen kleinen Fluß, kamen nach der Karawanserei Sidi-Djelali-Ben-Aman und schließlich nach Tiaret. Die Route wurde in sechs Tagen zurückgelegt; nach dem dritten Marschtage war uns ein Ruhetag beschieden. Der Weg, den wir unter Führung einiger Spahis zurücklegten, war ungebahnt und für das Detachement, das zum größten Teil aus jungen Soldaten bestand,

überaus beschwerlich. Marschdisziplin war so gut wie gar nicht vorhanden, die Mannschaften gingen ungezwungen in kleineren Gruppen, und so kam es vor, daß sich die Kolonne bis auf zwei Stunden Entfernung ausdehnte. Ein Desertieren in jener Gegend war ausgeschlossen, der Ausreißer müßte in dem öden unbewohnten Landesteile elend verkommen, da es dort effektiv nichts zu beißen und zu trinken giebt. — Vor der Karawanserei biwakierten wir; am Fuße eines kleinen Berges wurden die Zelte aufgeschlagen und zum Schutze gegen die immer noch herabstürzenden Wassermassen mit Gräben umzogen. Wir hatten uns, da wir den ganzen Tag mit etwas Kaffee abgespeist waren, auf eine warme Suppe gefreut, — indes die Freude sollte zu Wasser werden, der herabstürzende Regen dämpfte das zum Kochen so notwendige Feuer. — Als wir endlich 12 Uhr nachts ein Stück halbrohen Fleisches erhielten, nahmen wir es gewissermaßen als eine etwas verfrühte Frühstücksration zum nächsten Tag entgegen. Dann versuchten wir uns in unseren Zelten ein Lager zu bereiten, und um uns wenigstens nach unten gegen Nässe zu schützen, legten wir sämtliche Decken übereinander; aber auch das nützte nichts, wir sollten weder essen noch schlafen; sitzend verbrachten wir schließlich die Nacht und erhoben uns gegen Morgen zur Reveille mit steifgefrorenen Gliedern; Waffen und Zelte waren mit Reif überzogen. Eine Tasse Kaffee, die uns beim Abmarsch gereicht wurde, nahmen wir als Delikatesse freudig entgegen. Nun gabs wieder recht beschwer-

lichen bodenlosen Weg, doch marschierten wir uns bald warm und überwanden so die Folgen der feuchten Nachtkälte. Auf dem Marsche machte ich noch die Bekanntschaft eines neuen Kameraden, eines Berliners, mit dem ich mich später noch eng befreundete. Mein Schweizer Freund war leider im Depot zurückgeblieben und kam später in ein anderes Bataillon. — Die strapaziöse Marschroute war endlich auch überwunden. Wie wir aus Sidi-Bel-Abbès abmarschiert waren, so kamen wir in Tiaret an — bei strömendem Regen. Daß unsere Uniform keine parademäßige war, wird sich der Leser wohl lebhaft denken können. Ich hatte in Tiaret noch das besondere Vergnügen, gleich auf Wache kommandiert zu werden.

Die Stadt und Festung Tiaret besitzt an sich außer der maurischen Moschee wenig bemerkenswertes. Die Umgegend aber ist sehr malerisch, vor den Thoren schon wird das Terrain gebirgig, der Horizont ist begrenzt durch die Ausläufer des kleinen Altas, und dem Naturfreunde bietet sich ein gar wundervolles Panorama. Die Bevölkerung dort ist zum weitaus größten Teile maurisch, weshalb die französische Garnison, diesem Rechnung tragend, zum größten maurischen religiösen Feste, dem Ramadan, Kanonenschüsse abgiebt. Ramadan ist der neunte Monat des mohammedanischen Jahres in welchem die Mohammedaner aufs strengste fasten; sie nehmen nur am Abend das Notwendigste zu sich. Bei Sonnenauf- und Untergang erscheint auf dem Turm der Moschee ein Fahnensignal, woraufhin von den Festungswällen ein Kanonenschuß erdröhnt.

Das Soldatenleben in Tiaret brachte mir wieder etwas Abwechslung. Mein neugewonnener Berliner Freund und ich traten als élèves-caporaux in das „peloton d'instruction", woselbst wir später auch zu Geschützübungen herangezogen, ausgebildet und nach einem viermonatlichen Kursus einem Examen unterworfen wurden. Von den 165 élèves-caporaux (Unteroffizierschülern) erhielt ich die Nummer 61. Ich gehörte also doch zur „besseren Hälfte" der Examinierten und hatte nunmehr Aussicht auf Avancement.

Doch meine Laufbahn sollte sich wieder wenden. Es war in der zweiten Hälfte des Juli, als auf dem Rapport nach Freiwilligen für Tonkin gefragt wurde. Auf meinen Freund und mich machte diese Aufforderung einen nachhaltigen Eindruck. Wir hatten Neigung zu kriegerischen Unternehmungen, und kurz und gut, wir meldeten uns als Freiwillige, das uns in Aussicht gestellte Avancement schnöde in Stich lassend. Der Adjutant-Major, Chef der élèves-caporaux, sagte uns unumwunden, daß wir eine Dummheit begingen und wir doch lieber bleiben sollten, um zu avancieren. Indes, seine wohlgemeinten Ratschläge verhallten erfolglos, und als Ende des Monats das Detachement der Freiwilligen nach Sidi-Bel-Abbès zurückmarschierte, gehörten auch wir zu der Kolonne.

Nach Tonkin!

Diesmal legten wir die Strecke Tiaret-Sidi-Bel-Abbès in vier Tagen zurück und kamen in der besten Verfassung an. Keiner der Teilnehmer wollte zurück-

bleiben, um nicht schließlich von der Expedition ausgeschlossen zu werden. In unserer alten Garnisonstadt wurden wir feldmarschmäßig ausgerüstet. Dies Geschäft nahm ca. vierzehn Tage in Anspruch. Wir lagen inzwischen auf dem Kasernenhof in Zelten. Endlich standen wir kriegsbereit vor dem Colonel zur „Revue du départ“, dann ging es mit klingendem Spiel zum Bahnhof und teilnehmend winkte uns die patriotische Bevölkerung der Stadt freundliche Abschiedsgrüße zu. Bald führte uns der Zug gen Oran, von wo aus unsere Einschiffung erfolgen sollte. Ob ich wohl recht gethan hatte, mich für Frankreich in Gefahr zu begeben? — Diese Frage beschäftigte mich, als ich im „train“ saß, recht angelegentlich. Fast überkam es mich wie leises Bangen, ob ich von dem Kriegszug gegen die bezopften Schwarzflaggen so gesund und munter, wie ich jetzt hineinzog, wiederkehren würde. Doch der innere Drang, die Erde auch an einem ganz anderen Ende zu sehen und eine gewisse aufstrebende Abenteurerlust setzten mich bald über alle Selbstvorwürfe hinweg. Im allgemeinen kamen wir in bester Stimmung in Oran an und bezogen dortselbst außerhalb der Stadt ein Camp, welches wir vor Uebergabe der Waffen nicht verlassen durften. Im Laufe des nächsten Nachmittags wurden uns unsere Waffen abgenommen, eingefettet, in Kisten verpackt und auf das bereits harrende Schiff verladen. Dann am nächsten Morgen erfolgte unsere Einschiffung in einen stattlichen Dampfer der Chargeurs réunis de France, der total aus Eisen konstruiert war und

eine respektable Länge von 110 m hatte. Das Innere dieses Kolosses war speziell für diesen Truppentransport hergerichtet. Unser Detachement zählte etwa 1300 Mann und bestand in der Hauptsache aus Fremdenlegionären, doch waren auch zum kleinen Teile tirailleurs algeriens (Turkos) und Marineinfanterie (die französische Elitetruppe) vertreten. Ich freute mich recht auf die bevorstehende Seereise, die uns wieder einige Abwechselung bringen sollte. Es lag im Interesse der französischen Regierung, die Truppen möglichst kräftig und kriegstüchtig zu erhalten und so war zu unserer Verpflegung ein reicher Viehbestand vorhanden. Rinder, Schafe und Geflügel gab es in großer Zahl an Deck.

Als die Anker gelichtet wurden und der stolze „Rio-Negro" (Name des Schiffes) erst langsam und dann immer schnelleres Tempo annehmend, den Hafen verließ, wurden wir von der auf dem Quai anwesenden Menschenmenge mit „Vive la France"-Rufen enthusiastisch verabschiedet. Bald war Oran unseren Augen entschwunden und wir steuerten mit gewaltiger Schnelligkeit der offenen See zu, denn die kräftig arbeitende Maschine schaffte durchschnittlich per Stunde 14 Knoten. Unser Leben an Bord verlief naturgemäß regelmäßig. Der Rio-Negro war zum größten Teil mit dicht über und nebeneinander gezimmerten Betten angefüllt, welche, mit Seegras-Matratzen belegt, nur für 1220 Mann Lagerstatt boten. 80 Mann hatten abwechselnd die Nacht auf Deck zu schlafen. Letzteres war bei schönem ruhigen Wetter durchaus angenehm.

In freier frischer Seeluft, über sich den tiefblauen südlichen Sternenhimmel, verträumte man die halbe Nacht mit offenen Augen, während das Rauschen der Meereswellen und das Stampfen der Schiffsmaschinen ihr eigenartig monotones Konzert dazu gaben. Im überfüllten Innern des Schiffes herrschte nachts häufig eine erdrückende Hitze, und wir bekamen schon einen gelinden Vorgeschmack von der uns in Tonkin bevorstehenden Tropenhitze. Mit Tagesanbruch erhoben wir uns, und von den in Gruppen (plats) à zehn Mann eingeteilten Mannschaften gingen immer je zwei zur Erhebung der Frühstücksrationen, welche aus Kaffee, Rum und Schiffszwieback bestanden. Vormittags 10 Uhr wurde das Dejeuner gereicht, es gab die obligate Schiffssuppe mit Fleisch und Zubehör. Da die Nahrung sehr gut und schmackhaft war, so kam es, daß wir uns im Gegensatz zum Kasernenleben ungemein wohl fühlten. — Die Langeweile vertrieben wir uns durch mannigfachste Unterhaltung. In der Hauptsache hielt ich mich zu meinem Berliner Freunde, der mir, wie schon erwähnt, ein guter Kamerad geworden war. Oft spielten wir Schach mit selbstgeschnittenen Figuren, dann wieder plauderten wir mancherlei von Zukunft und Vergangenheit. Wir tauschten unsere Erlebnisse aus und so erfuhr ich denn, daß er schon bei der preußischen Garde in Potsdam gedient hatte, von dort aber aus Furcht vor Strafe für ein geringes Vergehen desertiert war. Er war ein großer bildhübscher Bursche, von Beruf Kunstgärtner, der leider seine unüberlegte Handlungsweise später mit dem Leben büßen sollte.

So verstrich die Zeit; schon tauchte in der Ferne der Leuchtturm des altägyptischen Alexandria auf und bald lief der Rio-Negro in Port-Said, der letzten Station vor dem Suez-Kanal, an, um neue Kohlenladung zu nehmen. Nach Füllung der Kohlenbunker ging die Reise weiter und wir steuerten in den Suez-Kanal. Diese Wasserstraße ist von verhältnismäßig geringer Breite, sie besitzt deshalb zum gegenseitigen Ausweichen der Schiffe von Zeit zu Zeit ausgebuchtete Stellen, sogenannte gare's, die den schwimmenden Fahrzeugen auch Raum zum Uebernachten gewähren.

Der Suez-Kanal bietet dienstmüden Legionären beste Gelegenheit zum Desertieren und so unternahmen auch einige unserer Leute einen erfolgreichen Fluchtversuch. Sie sprangen, kurz entschlossen, über Bord, durchschwammen den Kanal und erreichten glücklich das Land, dort auf Nimmerwiedersehen entschwindend. Solche Entweichungen im Suez-Kanal kommen fast bei jedem Truppentransport vor, trotzdem die Beaufsichtigung seitens der Offiziere und Unteroffiziere an dieser Stelle besonders scharf ausgeübt wird. Ist dem Legionär der kühne Sprung über Bord geglückt, so ist er Frankreichs Macht entrückt.

Während der Passage des Kanals bot sich unserem Blick wieder manch Sehenswertes; wir sahen u. a. zur rechten Seite das stolze Palais des Vice-Königs von Aegypten, es war belegen am Rande einer mit Bäumen bestandenen Ausbuchtung, welche Scenerie sich gar vorteilhaft gegen die bisherige trostlose Oede abhob. Am östlichen Ende des Kanals

liegt Hafen und Stadt Suez, woselbst unser Schiff wiederum anlegte, um Heizer für die Fahrt durchs Rote Meer zu engagieren. Diese Maßregel ist durchaus notwendig, denn die Fahrt wird infolge der dort herrschenden überaus großen Hitze für das Heizerpersonal so unerträglich, daß meist nur Eingeborene gegen hohe Entschädigung sich zu dieser aufreibenden Dienstleistung verstehen. Wir nahmen ungefähr ein Dutzend Heizer an Bord, dann aber steuerte der Rio-Negro mit Volldampf in die stillen Wogen des Roten Meeres, und bald hatte ich die Freude, beim linksseitigen Ausblick das Sinai-Gebirge mit dem alt-ehrwürdigen „Berg Sinai“ emporragen zu sehen. Mit seltsamer Empfindung blickte ich hinüber zur geheiligten Stätte, die zu schauen ich mir in meiner Kindheit nimmer hätte träumen lassen. Doch weiter eilte der Rio-Negro, immer weiter hinein in die fremde Welt und — in die tropische Glut, die bei der vorherrschenden Windstille solch hohen Grad erreichte, daß innerhalb der ersten zwei Tage fünf nubische und zwei französische Heizer dem Hitzschlage erlagen, die übrigen eingeborenen Heizer aber erklärten, nicht mehr weiter arbeiten zu wollen. Letztere gingen infolgedessen ihrer vertragsmäßigen Prämie verlustig. Das Schiff legte nach fünf Tagen ab Suez in Aden an und setzte sie ans Land. Die abnorme Hitze im Rothen Meere erklärt sich aus dem Umstand, daß letzteres zwischen zwei vollständig ausgetrockneten Ländern liegt und so gut wie gar keine Luftbewegung hat. Oft beuteten wir diese Siedeglut in praktischer Weise aus, wir

legten rohe Eier auf die Schiffsplanken und in wenigen Minuten waren sie vom sengenden Strahl der Mittagssonne „flaumenweich“ gesotten. In Aden, wo die streikenden Heizer ans Land gesetzt wurden, nahm der Rio-Negro wieder neue Kohlenladung ein. Die Art der Verladung, das Hinabschütteln von oben und das dadurch verursachte Aufwirbeln des Staubes, brachte uns Passagieren große Belästigung. Wir mußten dabei mehr Staub schlucken, als uns lieb war, so daß wir am Ende die Weiterfahrt als Wohlthat empfanden. Unsere Route führte uns jetzt in die Straße von Bab-el-Mandeb, die bekanntlich infolge ihrer vielen Korallenriffe große Gefahren für die Schiffahrt birgt. Geschickt umdampfte unser Koloß die verderbenbringenden Bänke, ich aber stand sinnend an Bord und schaute hinab in den klaren Spiegel der gefährlichen Wasserstraße, aus der noch hier und da die Masten gesunkener Schiffe — sichtbare Zeichen vergangener Herrlichkeiten — emporragten, ein stummes memento mori! Wie gar mancher, der wagemutig gleich mir hinausgezogen war in die weite, unendliche Welt, mochte hier unten ein frühes Grab gefunden haben! Meine Stimmung glich derjenigen, die uns beim Betreten eines Friedhofes befällt, und die im Wasser sichtbaren Masten erschienen mir gleichsam wie Kreuze auf Grabeshügeln!

Nach glücklichem Passieren dieser Stelle steuerte unser Dampfer in den Indischen Ocean. Die Fahrt war ruhig und durchaus angenehm, und eine uns um die Nase wehende frische Brise wirkte nach der aus-

gestandenen Hitze überaus wohlthuend. Die Nächte waren hier im indischen Gewässer außerordentlich reizvoll. Wenn der glutvolle Sonnenball im Meer versunken war, wenn sich am Firmament viel tausend goldene Himmelslichter entflammten, wobei uns schon ein Teil des südlichen Sternbildes zu Gesicht kam, dann leuchtete es bläulich auf in den schaumgekrönten Wellen, als seien sie von elektrischen Funken durchglüht. Meeresleuchten nennt man diese Erscheinung, und oft stand ich zur Nachtzeit stundenlang an Bord, abwechselnd hinunterschauend in das rätselhafte Meeresspiel, oder hinauf zum südlichen Sternbilde.

Unsere Unterhaltung tagsüber bestand wie bisher aus Spiel und auch Tanz. Insonderheit erheiterten uns die tirailleurs-algeriens des öfteren durch die Aufführung ihrer grotesken Nationaltänze. Mit einem dieser braunen Gesellen wurde ich noch gut bekannt. Der Mann war sehr eingenommen für uns Deutsche, während er von den Franzosen herzlich schlecht dachte. Der Grund seiner Zuneigung zum Deutschtum und daher zu mir war in folgendem zu suchen. Ein Ohm von ihm hatte auch als Turko den Feldzug 1870/71 gegen Deutschland mitgemacht, war im Felde durch einen Granatsplitter schwer an den Beinen verwundet und von den Unsrigen nach Deutschland geführt und verpflegt worden. Dem Unglücklichen waren beide Beine amputiert worden, aber die außerordentliche Pflege und gute Behandlung im deutschen Lazarett mußte ihm sehr wohl gethan haben, denn der Neffe war mir gegenüber des Ruhmes

voll davon und seine zu mir, dem Deutschen, an den Tag gelegte Zuneigung war ein rührendes Zeichen weitgehender Dankbarkeit. —

Während unserer Fahrt durch den indischen Ocean ertönte auch der Schreckensruf „Mann über Bord“. Wie das häufig geschah, hatte einer der Unsrigen auf der Brüstung des Schiffes Platz genommen und — wars Absicht oder Unglück? — der Mann verschwand über Bord. Der Rio-Negro drehte sofort bei, indessen war nichts mehr von dem Entschwundenen zu ermitteln. Ein Legionär weniger — und das Schiff stampfte weiter durch die Wogen, die jetzt etwas hoch gingen. Aus Nordost wehte, wie die kundigen Theerjacken meinten, ein „frischer Wind“, der von Stunde zu Stunde stärker wurde. Er nahm einen stürmischen Charakter an und infolge der starken Schwankungen des Schiffes war während der Nacht die eine nach dem Deck führende Holztreppe total zerbrochen. Nur eine eiserne Leiter vermittelte am folgenden Morgen den Verkehr zwischen der Ober- und Unterwelt. Der größte Teil der Passagiere laborierte an den Folgen der Seekrankheit und man konnte sich bei der stark nach Backbord neigenden Bewegung des Schiffes nur mit Mühe, an den Wänden und Betten Halt suchend, aufrecht behaupten. Ich war dabei ganz normal geblieben, hatte mich sehr diät verhalten, aber doch mein aus Kaffee, Rum und Schiffszwieback bestehendes Frühstück zu mir genommen — und so merkte ich vom „mal de mer“ keine Spur. Nach der Stärkung durch Einnahme des Frühstücks

begab ich mich auf Deck, um, gegen die Brustwehr gelehnt, dem grandiosen Schauspiel der hochgehenden See stundenlang zuzuschauen. Das Deck war zur Sicherheit kreuz und quer mit Laufseilen überspannt, so daß man von den starken Bewegungen des Schiffes oder von den Sturzwellen nicht ohne weiteres umgeworfen werden konnte. — Da, wie erwähnt, der größte Teil der Mannschaft krank im Schlafraum lag, so erging an mich die Aufforderung, mit einzugreifen und Hilfsleistung beim Küchendienst zu thun. Als ich von oben hinunter in die Cambüse stieg, passierte ich den Raum, wo das abgeschlachtete Vieh hing. Der Anblick des jedenfalls infolge der Wärme mit grünlichem Schleim überzogenen Fleisches erregte bedenklich meine Magennerven, doch gelang es mir, diese Schwäche zu überwinden; damit war gewissermaßen die ganze Seekrankheit für mich überstanden. So verliefen auch die zwei stürmischen Tage für mich günstig und recht interessant. Der Sturm legte sich und die Fahrt wurde wieder ruhiger. Wir sahen jetzt in der Ferne Ceylon liegen und kamen bald bei schönem Wetter in die Straße von Malakka, welche die Einfahrt zum Hafen von Singapore bildet. Zu beiden Seiten dieser Wasserstraße liegt eine Unzahl kleiner Inseln, die infolge ihrer üppigen Tropenvegetation wie blühende Gärten erscheinen.

Nach dieser reizvollen Passage und nachdem wir noch in der Ferne die Insel Sumatra zu Gesicht bekommen hatten, liefen wir ein in den Hafen von Singapore.

Die Hafen- und Handelsstadt Singapore ist die Hauptstadt der gleichnamigen britischen Insel, sie gilt als der Knotenpunkt der von Europa nach dem östlichen Asien führenden maritimen Verkehrsstraße. Damals zählte sie schon über 100 000 Einwohner, vorwiegend chinesischer Nationalität.

Die Gegend ist paradiesisch schön. Die Stadt erscheint auf dem flachen Strande, von ausgedehnten Palmenwaldungen umgeben, und südlich der Stadt an der Einfahrt zum Hafen erblickt man auf einer Anhöhe die Signalstation. Neben dieser auf waldigem Hügel erhebt sich das Palais des deutschen Konsuls und in weiter Ferne begrenzen wieder bewaldete Höhenzüge den Horizont. — Der kurze Aufenthalt in Singapore war nötig, um dem Rio-Negro neue Kohlen zuzuführen, welch letztere durch chinesische Kulis eingeladen wurden. Diese halbnackten, vom Kohlenstaub geschwärzten Gestalten trugen in langer Kette im Laufschritt die Kohlen nach dem Schiffe. Während sich die Offiziere an Land begaben, hatten wir das Vergnügen, den Kohlenstaub zu schlucken. Rings um unser Schiff tummelten sich eingeborene Händler mit ihren kleinen Kähnen, mit Südfrüchten 2c. handelnd; sie verkauften uns mittelst ihren auf langen Stangen angebrachten Körben Bananen, Kokosnüsse, Mandarinen, eßbare Seemuscheln, Cigarren, Tabak u. a. m. — Auch hier im Hafen von Singapore unternahmen einige Legionäre Fluchtversuche. Sie sprangen über Bord und schwammen an Land, wurden aber, da sie die hohen Quaimauern nicht erklimmen konnten,

wieder eingefangen, an Bord zurückgebracht und bis ans Ende der Fahrt in Eisen gelegt. Das Eisen ist eine schwere Strafe an Bord. An langen am Fußboden befestigten starken Rundeisenstangen ist eine Reihe halbkreisförmiger Bügel angebracht, in welche die Sträflinge an den Fußgelenken festgeschlossen werden. Die Aermsten sind so gezwungen, am Boden liegen zu bleiben. —

Noch schöner als bei der Einfahrt gestaltete sich das Bild bei der Abfahrt, die abends erfolgte, als die untergehende Sonne den Horizont vergoldete. Nachdem wir Singapore verlassen hatten, welches uns noch lange aus weiter Ferne im schönsten Lichterglanz erstrahlte, gelangten wir bald in die chinesischen Gewässer. Vom Backbord aus bemerkten wir noch während mehrerer Tage die langgestreckte Küste von Sumatra. Den Kurs nahmen wir dann direkt gen Norden an der Küste von Kochinchina entlang in den Golf von Tonkin. Hier gelangten wir in das Operationsgebiet der indischen und chinesischen Piraten. Es wurden deshalb auch Vorsichtsmaßregeln getroffen, und um die uns beobachtenden Seeräuber über die Richtung der Fahrt zu täuschen, wurden die Lichter des Schiffes nach innen gedreht. Wir gelangten schließlich ohne jedes Renkontre nach einer Gesamtfahrt von neunundzwanzig Tagen in den Vorhafen von Haiphong, der Haupthafenstadt von Tonkin.

Unser Schiff hatte bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 14 Knoten per Stunde nahezu 1000 km per Tag zurückgelegt.

Haiphong.

An der Küste von Tonkin liegt Haiphong, unser erstes Ziel. Die Einfahrt zum Vorhafen bot uns ein Stück wilder Romantik, denn direkt aus dem Meere erhebt sich ein Wald gigantischer Felsen von mehr als 100 m Höhe. — Wer jemals die Adersbacher und Weckelsdorfer Felsenbildungen der böhmischen Grenze gesehen, der könnte sich vielleicht einen ungefähren Begriff von dem großartigen Anblick machen, der den Seefahrern vor Haiphong geboten wird. Um die stellenweise mit kleinem Gestrüpp und moosartigen Gräsern bewachsenen Felsen branden die Wogen und das ewig wühlende Wasser hat hier die mannigfachsten und eigenartigsten Passagen geschaffen, die man mittelst kleiner Kähne befahren kann. Inmitten dieses seltsamen Felsenwaldes liegt die natürliche Wasserstraße, die breit genug ist, ein großes Schiff passieren zu lassen. Sie führte auch uns nach etwa dreiviertelstündiger romantischer Fahrt in den äußeren Hafen von Haiphong. Hier lagen zwei große Panzerschiffe verankert, sie waren dort zu unserer Sicherheit so lange stationiert, bis wir von einem Kanonenboot abgeholt wurden. Der innere Hafen liegt an der Mündung des sogenannten Roten Flusses, des „Sonkai", der sich dort vor seinem Eintritt ins Meer in viele Arme teilt und so ein Delta bildet, auf dem sich die Stadt Haiphong erhebt. Der breiteste Mündungsarm des Stromes dient als innerer Hafen, er ist aber nicht tief genug, um Kriegsschiffe oder

größere Transportschiffe, wie der Rio-Negro, aufzunehmen. Wir mußten daher zwei Tage im äußeren Hafen verbleiben und hatten somit Zeit, die imposante Schönheit der Natur mit Muße bewundern zu können. — Auch hier besuchten uns eingeborene Händler — Anamiten und Chinesen —, die uns alles mögliche zum Kauf anboten, und für wenige Centimes erstanden wir die herrlichsten Früchte, wie wir sie auch schon in Singapore gekauft hatten. —

Teils zur Erfrischung, teils zum Zeitvertreib nahmen viele der Leute — darunter auch ich — ein Wellenbad. Es war ein gar unterhaltendes Spiel, sich in dem felsenbestandenen Gewässer nach Herzenslust zu tummeln. Mein dabei gehegter Wunsch, ein leibhaftiges Krokodil erschauen zu können, ging aber nicht in Erfüllung. Am zweiten Nachmittage wurden unsere Mannschaften von zwei Kanonenbooten nach und nach abgeholt, wir verließen den Rio-Negro, wurden nach dem inneren Hafen gebracht, dort ausgeschifft und auf dem linksseitigen Ufer vor der Stadt in provisorischen Holzbaracken einquartiert. Diese Holzbaracken dienen sonst als Lagerschuppen für zu exportierende Produkte. Unweit davon lagen die Handelsschiffe, u. a. auch zwei deutsche, vor Anker; hier wehten die Flaggen aller Nationen. Unser Quartier war keineswegs angenehm, schlafen konnten wir nicht, denn die große Hitze und die Mosquitos drangsalten uns gar fürchterlich. Infolge der übergroßen Hitze durften wir auch das Lager vor nachmittags 4 Uhr nicht verlassen, dann aber war uns gestattet,

nach der Stadt zu gehen, doch in einer Garnitur, die uns durchaus nicht behagte. Die dicken roten Pantalons und der Mantel waren für das Tropenklima — 40 Grad Celsius im Schatten, — viel zu dick und schwer.

Auf dem linken Flußufer befand sich das europäische Viertel der Stadt, Villen, umgeben von Gärten, dazwischen auch einige Häuser chinesischen Charakters. Weiterhin wurde die Straße mehr geschlossen und Cabarets, Restaurants 2c., luden zum Verweilen ein. Auf dem anderen Ufer des Flußarmes lag das Centrum der Stadt von ausgeprägt chinesischem Charakter. Eine Brücke führte uns hinüber und vereint in größeren Gruppen besichtigten wir die in chinesischem Stile gebauten Wohnhäuser und Verkaufsmagazine, in welch letzteren die Söhne des Reiches der Mitte Seide und andere Stoffe wohlfeil zum Kauf boten. Die Hauptstraße, in einer Breite von 3 bis 4 m, zeigte uns des fremdartigen übergenug, und die meist bezopften Passanten, reiche Kaufleute, verschleierte Schönheiten auf zweirädrigen Chaisen, von Kulis gezogen, erregten — wie natürlich — unser Interesse. — Am Ende besuchten wir ein Weinrestaurant, von dem aus wir den ganzen Fluß überschauen und das Leben und Treiben von Haiphong beobachten konnten. Außerdem war von der Hitze des Tages unsere Kehle ziemlich ausgedörrt, so daß uns der Inhalt der kredenzten Schoppen trefflich mundete. Es begann bereits zu dunkeln, als wir daran dachten, den Heimweg anzutreten. Um den Weg bis zur Brücke er-

sparen zu können, hatten wir uns einen Kahnführer zum Uebersetzen engagiert. Eben waren wir daran, das Boot zu besteigen, als sich noch ein anderer Trupp von Legionären nahte, der mit hinüber zum jenseitigen Ufer wollte, doch konnten wir die Kameraden nicht alle aufnehmen, um das Boot nicht zu überfüllen. Ich befahl dem Bootsführer, schleunigst abzustoßen, und unter den Flüchen der Zurückbleibenden fuhren wir ab. Letztere waren mittlerweile durch neuen Zuzug verstärkt, und es mochten nun einige zwanzig Legionäre am Ufer stehen. Es gelang auch ihnen bald, nach uns ein Boot zu erwischen. Die teils trunkene Horde stieg hinein und überfüllte dasselbe unsinnig. Jeder Vorsicht wurde Hohn gesprochen und so kam es, daß das überfüllte Boot inmitten des Flusses umschlug und die Insassen im Wasser versanken. Infolge der starken Stromschnellen war an Rettung nicht zu denken; anderen Tags aber zog man einundzwanzig todte Legionäre, eng aneinander gekettet, aus den Fluten des Roten Flusses. Am Abend des Unglückstages fehlten beim Appell nicht einundzwanzig sondern sogar einige dreißig Mann. Wohl mit Recht wurde angenommen, daß die außer den Ertrunkenen fehlenden Leute desertiert und vermutlich auf einem der im Hafen liegenden deutschen Handelsschiffe Unterkunft gefunden hatten. Jedenfalls hatten sie es noch im letzten Augenblick für gut befunden, ihre Haut im Barbarenlande für Frankreich nicht zum Markt zu tragen. Recherchen konnten auf deutschen Schiffen nicht angestellt werden und so kam es, daß die Vermißten

eben verschwunden blieben. Wenn es so fortgeht, dachte ich, könnten wir es noch weit bringen, da es schon ohnedies noch genügende Verluste an Menschenleben geben wird. Mein Freund, der Berliner, hatte auch am nämlichen Tage Desertionsgelüste und wiederholt versuchte er auch mich eindringlich zur Flucht zu verleiten. Ich erklärte ihm aber, daß solch heimliches Entweichen meinen Intentionen nicht entspräche, immerhin wollte ich ihm aber, wenn ihm das Leben hier zuwider sei, zur Flucht Beihilfe leisten. Daraufhin gab er seinen Plan wieder auf und blieb, um mit mir in den Kampf gegen die Chinesen und berüchtigten Schwarzflaggen zu ziehen.

In Bälde wurden wir von neuem eingeschifft. Acht große Kähne nahmen uns auf und, je vier an ein Kanonenboot befestigt, wurden wir stroman geführt.

Die Stromfahrt ins Innere des Landes bis zur ersten Station Hai-dzoung währte wohl dreißig Stunden, und wie alles fremdländische einen besonderen Reiz hat, so fesselte auch uns die wunderbare Tropenlandschaft, die sich zu beiden Seiten des Stromes ausbreitete. Ueppiger Baumbestand, zahlreiche Gruppen von Bananen, Palmen und Kokosbäumen wechselten mit langausgedehnten Reisfeldern und Zuckerplantagen, dann wieder tauchten inmitten dichter Bambushecken hier und dort tonkinesische beziehungsweise anamitische Dörfer empor. Auf den erhöhten Stellen der Ufer lagen die zur Ueberwachung des Flusses dienenden Militärstationen. Sie waren in bestimmten Zwischenräumen errichtet worden und hatten mittelst des

optischen Telegraphen zur Nachtzeit gegenseitige Verbindung, in gleicher Weise konnten sie sich mit den im Innern des Landes auf den höchsten Bergen angelegten Telegraphenstationen verständigen. Am Abend des zweiten Tages unserer Stromfahrt gelangten wir zu kurzer Rast nach Hai-dzoung; hier harrten unserer zwei Kompagnien der Legionäre, mit denen wir uns nun verbinden und während der ganzen Kampagne zusammen bleiben sollten. In den verlassenen Cagnas (Baracken) der Eingeborenen verbrachten wir die Nacht.

Der Marktflecken Hai-dzoung lag öde und verlassen. Die Mandarinen (les grands seigneurs de pays) waren geflüchtet, und von der ärmeren Einwohnerschaft rekrutierte ein Teil die Piraten, während der andere Teil von den Chinesen zwangsweise als Kulis mitgenommen worden war. Nachdem wir in diesem einwohnerlosen Nest eine schlaflose Nacht — die Mosquitos machten uns viel zu schaffen — verbracht hatten, kam anderen Tags der Befehl unserer Weiterbeförderung nach Hanoï. Wir traten an, erhielten unsere Waffen und außerdem einen mit weißem Stoff überzogenen Korkhelm, wie solcher für alle kolonialen Truppen als Kopfbedeckung Verwendung findet, dann erfolgte aufs neue unsere Einschiffung.

Hanoï, die Hauptstadt Tonkins.

Zu jener Zeit gab es in ganz Tonkin weder Chaussee noch Bahn. Die einzige große Heerstraße war der Wasserweg, der Rote Fluß, der mit seinen

Nebenflüssen und Kanälen das Land durchkreuzte. Die Städte und Dörfer des Landes lagen an diesen Wasserstraßen ca. 3 bis 4 km von einander entfernt. Wieder also zogen wir den Roten Fluß — wohlausgerüstet — bergan und gelangten nach zweitägiger Fahrt nach Hanoï, der Hauptstadt von Tonkin, der man ein schon ehrwürdiges Alter nachrühmt. Man sagt, sie habe in altersgrauer Zeit am Meeresstrande gelegen, sei aber nach und nach durch das Zurücktreten des Meeres durch einen immer größer werdenden Zwischenraum von demselben getrennt worden, so daß jetzt die Entfernung zwischen der Stadt und dem Meere ca. fünf Tagereisen beträgt. Das sind Traditionen, bestimmte Aufzeichnungen sind dafür nicht vorhanden. Hier in Hanoï sollten wir uns mit zwei weiteren Kompagnien des Fremden-Regiments vereinigen. Diese waren aber noch nicht zur Stelle, wir mußten daher ihre Ankunft abwarten. In der Citadelle von Hanoï erfolgte unsere einstweilige Einquartierung. Diese Citadelle imponiert sowohl wegen ihrer äußeren kolossalen Dimensionen, wie auch infolge ihrer inneren eigenartigen Einrichtung. Ueber dem gewaltigen steinernen Eingangsthor prangen die kriegerischen Embleme Chinas, es führt in den ungeheuren Innenraum, in dem bequem 20 000 Mann lagern können, die Citadelle kann aber auch im Notfalle die Hälfte der Einwohnerschaft von Hanoï beherbergen, und die Stadt zählte etwa 100 000 Köpfe. In der Citadelle fanden wir ein ausgedehntes Waffenarsenal, eine Munitionskammer und Magazine, sowie fünfzig

Baracken für die Truppen. Diese Baracken (Cagnas) waren aus Bambus konstruiert, mit Grasmatten bedeckt und zum Teil von unseren Vorgängern errichtet worden. Sie dienten zu unserer Aufnahme und um sie in Stand zu halten, wurden einige Kulis engagiert, von welchen wir auch die ersten anamitischen Worte lernten. Nächst den Baracken stehen die gouvernementalen Bauten, die sich besonders durch ihre phantastischen Dächer auszeichnen. Hier erblickt man alle möglichen und unmöglichen Figuren, Lindwürmer, Drachen ꝛc., die sich gigantisch mit geringelten Schwänzen auf den Dachfirsten entlang strecken und dem Ganzen einen wunderlichen Anstrich geben. Meine besondere Aufmerksamkeit erregte die Pagode, eine freistehende Tempelanlage, wie sie bei den südasiatischen Völkern gebräuchlich ist, und die sich ebensowohl durch die Originalität des Stiles wie auch durch die Pracht der inneren und äußeren Ausstattung auszeichnet. In der Pagode stehen, aus Holz geschnitzt und bunt bemalt und lackiert, sämtliche buddhistische Götter in doppelter Menschengröße. Man sagt, daß jeder dieser Götter ein Vermögen von Gold und Silber in sich berge. —

Die Stadt Hanoï ist viel schöner als Haiphong, breite Straßen, teils mit schwarzem Marmor belegt, durchziehen dieselbe und schöne Promenadengänge mit üppiger Tropenvegetation locken zum Lustwandeln nach des Tages Hitze. In den Hauptstraßen reiht sich Magazin an Magazin der Kaufleute und Industriellen. Erstere verkaufen in der Hauptsache

Woll- und Seidenstoffe, Holz- und Porzellanwaren, und sind im Punkto „Handel“ sehr gerieben. Einen anamitischen Händler fragte ich nach dem Preis eines ausgestellten Kabinets, er forderte 10 Franks und ging schließlich herunter bis auf 4 Franks. Man sieht, sie nehmen das Geld, wo sie es bekommen können. --

Wir verbrachten in Hanoï zehn Tage. Infolge der großen Hitze hatten wir von früh 9 Uhr bis abends 4 Uhr Siesta. Während dieser Zeit durfte niemand ausgehen; ferner war strengstens angeordnet worden, daß wir ohne Kopfbedeckung nicht vor die Thür der Cagnas durften. Dieser Befehl erging infolge mehrerer Unglücksfälle. Z. B. war ein Troupier in der Mittagshitze, während der Sonnenball eine Hitze von 55 bis 60 Grad Celsius ausstrahlte, nur für einen Moment barhäuptig hinausgetreten, ihn traf ein Sonnenstich (coup de soleil) und der Unglückliche sank tot zusammen.

Nach der Siesta gingen wir, sofern nicht andere dienstliche Obliegenheiten zu verrichten waren, gern auf den Bummel. Bei dem in Permanenz erklärten Durst der Troupiers führte uns — wie natürlich — unser erster Gang in ein Weinrestaurant, wo wir auf kleinen runden Bambusschemeln unsere Siesta fortsetzten. Im Nu umringten uns dienstbare Kulis, die uns mit ihren Bambusfächern die Mosquitos abwehrten. Natürlich geschah dies nicht aus Nächstenliebe, die mag der Fremdling bei den bezopften Rassen wohl vergeblich suchen; sondern lediglich zu dem

Zweck, uns die Fächer zu verkaufen, was ja auch in den meisten Fällen gelingt. Der Not gehorchend — nicht dem eigenen Trieb — greift man gern zu diesem Schutzmittel und jeder Troupier führt dort seinen Fächer am Gürtel. Der flinkbeinige Wirt servierte uns außer den üblichen Weinen auch Noc-tai (Theewasser) und Tschum-tschum, ein speziell anamitisches Gebräu (Extract von Reis). Nach kurzem Verweilen erweiterten wir unsere Lokalkenntnis und gingen in ein Wein- und Kaffehaus, in dem junge charmante Chinesinnen die Getränke graziös servierten. Sie waren ganz in Seide gekleidet, trugen weite Pantalons, ähnlich den Zuavenhosen, und in allen Farben schillernde Jackets. Große Unterhaltung konnten wir nicht mit ihnen führen, sie verstanden uns fast gar nicht und radebrechten nur einige französische Brocken. So tranken wir unser Noc-tai und begnügten uns damit, den phantastisch erscheinenden asiatischen Schönheiten ein gewisses „Ansehen" zu geben. — Daß eine dieser Damen meinen stattlichen Berliner Freund mit wohlgefälligen Blicken musterte, erregte meine Neckluft, und ich machte ihm den Vorschlag, er sollte, falls er noch die Absicht habe, zu entfliehen, die fremdländische Schöne mitnehmen und mit ihr die heimatlichen Jahrmärkte durchwandern. — Dadurch war auch die Lachlust der übrigen erregt, ein jeder ließ seinem Witz die Zügel schießen und bald hallte der kleine Raum wieder von dem Lachen übermütiger Avanturiers, von denen so mancher seiner Heimat auf Nimmerwiedersehn entrückt war. —

Anderen Tages trieb uns die Neugierde in ein Opiumhaus, die Gelegenheit, ein solches kennen zu lernen, wollten wir nicht verpassen. Das Opiumrauchen gehört zu den noblen Passionen der Tonkinesen, und die vielen Opiumhäuser Hanoïs haben zahlreichen Zulauf. Eines der vornehmsten dieser Häuser fanden wir im Centrum der Stadt. Wir betraten sein Inneres mit einer gewissen Beklommenheit, denn eine dicke, fast berauschende Luft strömte uns entgegen. In einer Flucht an einander gereiht lag wohl ein Dutzend kleiner Zimmer, gar vornehm ausgestattet. Kostbare Vorhänge zierten die Eingänge; die mit prunkvoller Tapete bekleideten Wände waren mit schweren Seidenstoffen drapiert, und auf dem mit echten persischen Teppichen belegten Fußboden erhoben sich seidengepolsterte Ruhebänke. Inmitten eines jeden Zimmers strahlte eine kleine Ampel ein gedämpftes rotes Licht aus, das auch noch sein Teil dazu beitrug, den Ruhenden in ein Traumland zu versetzen. Kaum hatten wir Platz genommen, so reichten uns dienstbare Geister die gefüllten Pfeifen, die wir aber mit einem Gefühl des Abscheus zurückwiesen; zumal wir uns als Eindringlinge im Lande befanden, hielten wir doppelte Vorsicht für geboten. Wir hatten einen Blick auf die Verderben bringende Stätte geworfen und das genügte uns. Um unsere Opiumwissenschaft noch zu vervollständigen, besuchten wir noch ein Opiumhaus für die niederen Klassen. Dieses, eine rohgezimmerte Holzbaracke in schmutziger Gasse, war nichts weniger denn prunkvoll; das Mobiliar bestand

aus einfachen Holzbänken, die sich an den Wänden entlang zogen und auf denen, ihre Pfeife behaglich im Munde, vier Individuen faul herumlagen. Auch dieser Raum war von Opiumdunst geschwängert. Die Gesichtszüge der Raucher waren erregt und die geschlitzten Augen flammten in unnatürlichem Glanze auf, dem ja so bald eine um so größere Mattigkeit folgt. Wir wandten uns auch hier mit Widerwillen ab und suchten wieder unsere Cagnas auf.

Die Gefechte bei Tschu und meine Feuertaufe.

Die zwei Kompagnien, die uns in Hanoï treffen sollten, kamen nicht an. Sie waren wahrscheinlich durch Piraten und Chinesen anderweitig beschäftigt, die uns jetzt von allen Ecken signalisiert wurden, hauptsächlich aber von der Seite, wo der anamitische Marktflecken Tschu belegen war. Am 10. Oktober erging deshalb an uns die Ordre zum Aufbruch. Wir wurden aufs neue eingeschifft in „Dschonques" (große Kähne) und wiederum unter Führung von Kanonenbooten den Fluß hinauf befördert. Jetzt hielten wir uns kampfbereit und beobachteten vor allen Dingen scharf die Ufer, um eventuell den Feind zu entdecken, der indes unsere Nähe vorläufig noch mied. Nach dreitägiger Fahrt gelangten wir in die Nähe von Tschu, hier wurde uns manch grausiger Anblick zu Teil, denn im Wasser, an dem Gesträuch hängend, sahen wir die kopflosen Körper von Eingeborenen; das waren die Opfer der barbarischen Piraten und

Chinesen, die kurz vorher im Dorfe gehaust und dort alles niedergemetzelt oder mitgenommen hatten. Ich wandte mich schaudernd ab von dem scheußlichen Bilde. —

Zu unserem Transport gehörte auch ein überzähliger Offizier, der Kapitän Eysenbart, ein schneidiger, tüchtiger Soldat. Dieser übernahm jetzt mit ca. fünfzig Freiwilligen eine Rekognoszierung am rechten Flußufer, während ein anderer Offizier mit einer gleich starken Detachement am linken Ufer entlang zog. Ich war bei Kapitän Eysenbart und brannte vor Ungeduld endlich einmal den Feind zu sehen. Ich bin von Natur nichts weniger als „blutdürstig" und doch muß ich bekennen, daß ich mit einer gewissen Kampfeslust dem zu erwartenden Zusammenstoß entgegenzog. Gegen 8 Uhr morgens waren wir an Land gestiegen und nun rückten wir „á la file indienne“ (im Gänsemarsch) vor, doch immer in der Nähe des Flusses und somit unter dem Schutz der Kanonenboote bleibend. — Während die Sonne höher und höher stieg und uns mit ihrer sengenden Glut ein regelrechtes römisches Bad bereitete, avancierten wir zwei Stunden lang durch Zucker- und Reisfelder sowie Heideflächen, die mit mannshohem Gras bestanden waren. Den Feind sahen wir zunächst nicht, wohl aber sahen wir auf den etwa 5 km vom Fluß entfernt gelegenen Bergen viele Befestigungen, die uns ankündigten, daß unserer wohl noch ein gut Stück Arbeit harre. In der Nähe von Tschu lag ein kleines Dorf, dieses hatten wir bei unserem Rekognoszierungsmarsch im großen Bogen

umgangen, jetzt kamen wir auf dasselbe zurück. Vor dem Dorfe lag ein kleines Gehölz, wir drangen in dasselbe ein und gelangten in das Innere des Ortes. Die Stätte war verlassen, vor der Schwelle einer kleinen elenden Hütte kauerte ängstlich ein altes Weib mit zwei kleinen Kindern. Die Gebäude des Dorfes waren meist einfache mit Grasmatten bedeckte Lehmhütten oder Cagnas. Dieselben haben durch das weit nach der Vorderseite vorspringende von Bambus gestützte Dach eine Art Vorhalle, in welcher sich eine Reismühle befindet. Sonst enthält ein solches Gebäude nur noch einen großen Raum zu ebener Erde. Fenster giebt es nicht, dafür ist der Eingang möglichst breit, um dem Licht Einlaß zu gewähren. Dieser einzige große Innenraum zeigt die primitive Einrichtung einer auf niedrigster Kulturstufe stehenden Bevölkerung. Auf dem Lehmfußboden befindet sich in der Mitte dieses „Zimmers", gegen die hintere Wand stoßend, ein niederes ziemlich breites Bambusbett, resp. eine Pritsche. Das mit Stroh bedeckte Gestell bildet die Lagerstatt für die ganze, mitunter sehr zahlreiche Familie. An einer der Seitenwände ist eine Art Kamin errichtet, auf welchem wir einige irdene Gefäße zur Bereitung von Reis oder Noc-tai, neben Fischen, die Hauptnahrung der Anamiten, fanden. Stroh liegt in dem ganzen Raum umher, so daß derselbe häufig mehr den Eindruck eines Stalles, denn einer menschlichen Wohnstätte macht. Von Sauberkeit und Ordnung war nichts zu merken, und die ganze Bedürfnislosigkeit der Anamiten bezw. Tonkinesen trat

uns so recht vor Augen. Ermattet und schweißbedeckt sehnten wir uns natürlich nach Rast, wir zerstreuten uns daher in die Cagnas, während in dem Gehölz vor dem Dorfe unsere Mahlzeit angerichtet wurde. Einige kleine, aber sehr fette Schweine, die unseren Weg kreuzten, wurden mit dem Bajonett erlegt und schmorten bald über dem Feuer. Wir freuten uns auf den Leckerbissen und machten es uns bequem. Da wir keinen trockenen Faden am Leibe hatten, so hingen wir die Uniformstücke und Leibwäsche zum Trocknen in die Sonne. Wir selbst streckten unsere Leiber, wo sich Platz und Schatten bot, zur Ruhe. Nach kaum einer Viertelstunde erdröhnten in nächster Nähe Kanonenschüsse. Die Wachen in den Mastkörben unserer Kanonenboote hatten die Ebene wie befestigten Höhen scharf im Auge behalten und beobachteten schon bei unserem Rückwege ins Dorf auf den Höhen den Feind, welcher sich anschickte, unsere kleine Kolonne zu verfolgen. Tausende schwarzer und bunter Fähnlein wimmelten in der Ebene dem Dorfe zustrebend, in welchem wir, nichts ahnend, uns auszuruhen gedachten. Als die Schwarzflaggen den Geschützen der Kanonenboote erreichbar waren, wurden ihnen feurige Grüße zugesandt, uns zugleich alarmierend. Von den Dschonquen (Kähnen) waren in der Zwischenzeit sämtliche Mannschaften gelandet und in fünf Minuten standen wir marschbereit in Reih und Glied unter den Bäumen des Vorholzes, in dem bereits die feindlichen Kugeln die Aeste brachen. Zehn Freiwillige sollten vortreten, um auf den Dschonquen als Wachen

zurückzubleiben, da sich aber niemand freiwillig meldete, wurden zehn Mann kommandiert. Dann aber hieß es „En avant“, und kampflustig trat unser 1300 Mann starkes Häuflein aus dem Gehölze dem etwa 10 000 Mann starken asiatischen Feinde entgegen. An der „Tête“ die „tirailleurs anamites“ (eingeborene Soldaten). Es erfolgte sofort die „formation de combat“ (Schlachtordnung) mit der ersten und zweiten Reserve. Kapitän Eysenbart, überzählig, hatte als simpler Tirailleur in der ersten Schützenlinie seinen Platz genommen. Ich befand mich auf dem äußersten linken Flügel. Mein Berliner Freund war mir ganz aus den Augen gekommen, denn wir waren sämtlich viel zu erregt, als daß sich einer um den anderen noch gekümmert hätte. Obgleich sich ein wahrer Kugelregen über uns ergoß, sahen wir, selbst von unserem erhöhten Standpunkte aus, in der Ebene außer den über das hohe Gras hinausreichenden unzähligen Flaggen nur da und dort die mit kreisrunden spitzen Strohhüten bedeckten Köpfe der Chinesen auftauchen, die sich uns zusehends immer mehr näherten. Unter beständigem Avancieren wurde von unserer Seite zuerst ein energisches Salvenfeuer unterhalten, bis wir bei einer Distanz von nur noch 100 m zum Schnellfeuer übergingen, welches infolge mangelnder Feuerdisziplin unserer Truppen eine wahre Munitionsverschwendung genannt werden kann. Bald sah und hörte man vor lauter Pulverdampf und dem Lärm des Gewehrfeuers absolut nichts mehr vom Feinde, welcher seinerseits uns immer dichter auf den Leib

rückte. Ich selbst hatte als nutzlos das Feuer eingestellt, als das Signal „Bajonett au canon“ (aufpflanzen) und „En avant“ (Sturm) gegeben wurde. Nach kurzem Laufschritt waren wir mit dem Feinde handgemein und nun begann ein kurzes furchtbares Ringen. Bajonett und Kolben machten blutige Ernte, zumal die fanatischen Asiaten unseren Gefallenen, ganz gleich ob tot oder verwundet, mitten im Handgemenge mittelst halbstumpfer Coup-coups (Hackmesser) die Köpfe abschlugen, um solche als Trophäen, für welche Prämien gezahlt wurden, davon zu tragen. Eins dieser Ungeheuer streckte ich durch einen Schuß neben sein Opfer nieder.

Wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, führte jeder chinesische Soldat meist zwei Kulis mit sich, von denen der eine die Flagge und Munition, der andere das Gepäck trug; den letzteren lag schließlich auch ob, die abgeschlagenen Köpfe an sich zu nehmen. Andere Kulis waren in großen Mengen emsig beschäftigt, die eigenen Gefallenen in Sicherheit zu bringen. Unserem Ansturm gelang es, den Feind zum Weichen zu bringen, wir drangen unaufhaltsam vor, immer dem Feinde auf der Ferse, der sich auf seinem Rückzuge hartnäckig verteidigte, uns aber wie ein menschliches Wild erschien; der Kampf war auch wirklich nur noch eine Jagd von unserer Seite. Da, als ich, um einen Moment Atem zu schöpfen, stehen bleibe, sehe ich mich völlig isoliert. Keiner von meiner Kolonne war mehr zu sehen und von hinten erhalte ich Feuer. Des hohen Grases wegen konnte man

nicht weit Umschau halten. Instinktiv verfügte ich mich nach rechts zu, wo meine Schützenlinie verschwunden sein mußte, immer nach vorn spähend, um von einzelnen Feinden nicht überrascht zu werden. Einige wohlgezielte Schüsse hatte ich noch abgegeben, ehe ich am Flußufer zu meinen Kameraden stieß. Da man mich bereits vermißt hatte, wurde ich von diesen mit Hallo empfangen. Von Kapitän Eysenbart erfuhr ich, daß die erste Reserve im rechten Winkel zum linken Flügel in Aktion getreten, um den offensiven Feind an unserer Einschließung zu verhindern. Unsere Schützenlinie war zurückgezogen worden, um der nachrückenden zweiten Reserve die weitere Verfolgung des Feindes zu überlassen, und ich hatte jedenfalls in der Hitze des Gefechtes das Signal „par le flanc droit" überhört. Während des Kampfes war ich im Avancieren und beim Austritt in ein Reisfeld, welches sehr tief lag und mit Wasser bestanden war, kopfüber abgestürzt, und mein Nebenmann hatte geglaubt, ich sei getötet oder verwundet gefallen. Infolge des Absturzes hatte ich auch die Fühlung mit der Schützenkette verloren. Während der Feind von unserer Ablösung noch etwa 3 bis 4 km weiter verfolgt wurde, machten wir es uns bequem und legten das Gepäck ab, um das Kommando abzuwarten. Die Verfolgung wurde des schwierigen Terrains wegen nur zu zeitig abgebrochen, und das Signal „Rassemblement" (Sammeln) ertönte übers Feld. Der Kapitän meiner Kompagnie war gefallen und Eysenbart übernahm an seiner Stelle das Kommando. Es wurde fest-

gestellt, daß der größte Teil der Mannschaften sämtliche Patronen verschossen hatte. Ich behielt von meinen 22 Paketen noch 16 übrig, und als die noch vorhandenen Patronen gesammelt wurden, um wieder vertheilt zu werden, gab ich vorsichtshalber nur die Hälfte ab, von denen ich einen kleinen Teil noch wiederbekam. Jedenfalls wollte ich dem Feinde nicht halb wehrlos gegenüberstehen.

Wir nahmen dann Richtung nach dem Dorfe zu, um uns mit den anderen Abteilungen zu vereinigen und, wenn möglich, durch einen Imbiß zu stärken, denn es war mittlerweile nachmittags 3 Uhr geworden. Kaum hatten wir die Anhöhe vor dem Dorfe erreicht, so erhielten wir Befehl, das Gepäck abzulegen. In kleinen Trupps kam das Gros von allen Seiten heran, doch sollten wir heute das Dorf selbst nicht mehr erreichen. Die vorzeitige Einstellung der Verfolgung hatte den Feind ermutigt, einen neuen Vorstoß zu wagen, er hatte sich schnell gesammelt; wir trauten unseren Augen nicht, als wir den heranrückenden Feind in einer Entfernung von 1500 m schon wieder bemerkten. Jetzt hieß es „Sac au dos“ und von neuem in Reih und Glied. Es wurden zunächst wieder Salven abgegeben, was die Schwarzflaggen imitierten, und heulend flogen die Kugeln ihrer schlechtgezielten Salven über unsere Köpfe hinweg. Die Schützenkette war von neuem aufgerollt und wieder begannen wir den Feind Mann gegen Mann zurückzudrängen. Nach 5 Uhr war es uns noch nicht gelungen, Herr des Gefechtsfeldes zu werden, als endlich

von dem einen der Canonières ein Berggeschütz gelandet wurde. Endlich! — Dasselbe wurde an geeigneter Stelle plaziert und auf den Feind gerichtet, welcher sich immer von neuem zu sammeln suchte. Die nun mit gutem Erfolge gefeuerten Shrapnells verursachten unter den feindlichen, schon zur Flucht neigenden Haufen eine wahre Panik, und in weniger als einer halben Stunde war das Feld vom Feinde geräumt. Auf unserem Rückmarsch fanden wir viele in der Eile zurückgelassene verwundete und tote Chinesen, ebenso wie viele Enthauptete der Unsrigen. Erstere bedeckten ihr Gesicht mit dem kreisrunden Spitzhute, wie die Hühner ihren Kopf verstecken, um nicht gesehen zu werden. Der Anblick unserer enthaupteten Kameraden wirkte auf einen Teil unserer Truppe fanatisierend, und unbarmherzig wurden die auf dem Wege gefundenen verwundeten Chinesen aufs Bajonett gespießt. Entsetzliche Scenen spielten sich dabei ab. Hinter einem Strauch zog man einen noch unverletzten Feind hervor, der sich wahrscheinlich schon während des Gefechtes dort versteckt hatte. Da derselbe aber kein Wort französisch verstand, wurde er auf Befehl des kommandierenden Colonels an einen Baum gebunden und füsiliert. Auf der schon erwähnten Anhöhe vor dem Gehölze des Dorfes wurde die folgende Nacht kampiert. Die Feldwachen im doppelten Ring vor dem Lager, zur Rechten den Fluß mit den Kanonenbooten, und im Rücken das Dorf, lagerten wir uns, wie wir standen, unter freiem Himmel. Während der Nacht durfte kein Streichholz angezündet

werden, um dem Feind auf keinen Fall unsere Position zu verraten. Die Bajonette waren in Pyramiden gestellt, und wir legten uns zur Ruhe nieder, das Gepäck als Kopfkissen benutzend. Im Dunkel der Nacht erst überkam mich ein unsagbares Grauen ob der letzterlebten Stunden, und ich schauderte bei dem Gedanken an ein eventuelles Massacre des Nachts. — Wie, wenn der viel stärkere Feind, mit dem Terrain vertraut, uns in der Nacht zu erdrücken versuchte! — Man sah ja in der Dunkelheit keine Hand vor Augen und würde weder Freund noch Feind zu unterscheiden vermögen. Man hörte allenthalben die hungernden Leute an ihren Reserve-Biskuits nagen, denn seit dem Morgen hatten wir nur eine Schale Kaffee mit Schiffszwieback genossen. Die kritische Lage, in der wir uns befanden, war nicht imstande, den Appetit ganz zu verderben, wenn auch ich keine Eßlust verspürte. Da kommt der Berliner vorbei, überall fragend, ob keiner ihm einen Schuh leihen kann. Im Gefecht war er mit demselben in einer Risière (Reisfeld) stecken geblieben, und um nicht zurückzubleiben, hatte er den Schuh stecken lassen. Nun aber für seine Riesenfüße neue aufzutreiben, wollte ihm nicht gelingen. Er suchte sich für den anderen Tag durch Umwickeln des Fußes mit altem Leinenzeug zu behelfen. Diese Nacht schliefen wir sozusagen nur mit einem Auge. Häufig hörten wir Gewehrschüsse von den vorgeschobenen Posten der Feldwachen. Mit einem Male wurde es im Lager unruhig, alle Mann sprangen auf die Beine. Was

war denn los? — Jeder suchte sein Gewehr zu erlangen; in der Finsternis wurden die Gewehrpyramiden umgerissen und die meisten fanden infolgedessen ihre Waffe nicht. Da kracht eine kleine Salve. Unbeschreiblicher Wirrwarr! — Kein Mensch weiß, was zu thun ist, kennt seinen Platz nicht. Kein Kommando seitens der Offiziere erfolgt. Mit einem Wort: allgemeine Kopflosigkeit. Allmählich beruhigt man sich und legt sich wieder hin, das Gewehr im Arm. Am Morgen erfuhren wir, daß eine am Flusse postierte Feldwache, infolge des Tumultes im Lager, sich auf dasselbe zurückziehen wollte. Ein übereifriger Sergeant hatte die Annäherung durch das Geräusch zertretenen Gebüsches bemerkt, und in der Annahme, es sei der Feind, hatte er nach der Richtung ohne vorherigen Anruf eine Salve abgeben lassen. Einige der Leute wurden verwundet. Nun wir den Tag kommen sahen, löste es sich wie ein Alp von eines jeden Brust, konnte man doch nun jeder nahenden Gefahr wieder ins Auge sehen.

Der vergangene Tag, es war der 13. Oktober, hatte uns 60 Verwundete und 16 Tote bezw. Vermißte gebracht.

Der Morgen war frisch, ein starker Regen strömte hernieder und durchnäßte uns, die wir ungeschützt im Freien lagerten. Nun marschierten wir der Richtung zu, nach welcher sich der Feind am Abend vorher zurückgezogen. Es galt, an passender Stelle eine die Gegend beherrschende Position für unser festes Lager zu wählen. Die Kanonenboote mit den

Dschonques konnten nicht mehr auf dem Fluß avancieren, weil er nicht weiter fahrbar war, und so blieben sie auch für spätere Zeit an der jetzigen Stelle stationiert. Wir marschierten indes auf dem rechten Ufer des Flusses vorwärts und erreichten nach einer 8 km langen Wegstrecke eine kleine Hügelkette, die uns geeignet erschien, ein befestigtes Feldlager aufzuschlagen.

Wir besetzten den ersten Hügel. Hacke und Schaufel wurden hervorgeholt, Gräben aufgeworfen, Wälle von Erdreich errichtet und kleine Zelte aufgeschlagen. Die Spitze unserer Kolonne aber drang bis zum zweiten Hügel vor, ohne indes den Feind zu sehen. In unsere Verschanzung wurden auch die beiden mitgeführten Berggeschütze zweckentsprechend placiert und gegen Abend war unser Feldlager fertig gestellt. Wachen zogen auf und hielten die Gräben besetzt, teilweis waren sie noch weiter vorgeschoben. Die übrigen, nicht auf Wache gezogenen Mannschaften durften sich unter den kleinen Zelten verkriechen und zu kurzer Rast niederstrecken. Für den Colonel, der die oberste Leitung der Kolonne übernommen hatte, war inmitten des Lagers ein größeres Zelt errichtet. Das Aufregende der Situation ließ uns kaum zur Ruhe kommen, und gegen Mitternacht hörten wir am Fuße des Hügels ringsherum Geräusch von chinesischen Patrouillen. Offenbar hatte uns der Feind tagsüber beobachtet und rekognoszierte im Dunkeln der Nacht das Terrain. — Plötzlich knatterten Gewehrschüsse, wir hörten ein kurzes Schnellfeuer etwa von

der Dauer einer Minute, dazwischen schallten französische Kommandos, die uns vermuten ließen, daß der Feind auch von europäischen Offizieren befehligt war. Wahrscheinlich hatte unter den chinesischen Patrouillen, die sich bei der absoluten Finsternis gegenseitig verkannt haben mochten, ein kleines Renkontre stattgefunden. Wir hatten strengen Befehl, liegen zu bleiben und uns bis auf weiteres nicht zu rühren. Jetzt mußte der Feind seinen Irrtum erkannt haben, die Patrouillen hatten sich vereint, sie eröffneten auf die Spitze des Hügels ein Schnellfeuer, und über uns in Ruhe liegenden Legionäre flogen pfeifend die Kugeln, ohne aber einen der Unseren zu verwunden. Schon erwarteten wir schweigend eine Nachtattacke, da hörte das Schützenfeuer auf.

Bald wich die unruhevolle Nacht — und es graute der Morgen des 15. Oktober. Jetzt wurden Freiwillige verlangt, die den Colonel zu einer Rekognoszierung in die nächste Umgebung als Leibwache begleiten sollten. Ich befand mich unter den Freiwilligen und abmarschierend sah ich noch meinen Berliner Freund, der in einem der Gräben auf Wache lag. Herzlich rief ich ihm einen „guten Tag" zu und ahnte nicht, daß dies der letzte Gruß für ihn sein sollte! — Der Colonel sowie einige Offiziere auf kleinen formosischen Pferden und zwanzig Mann de garde stiegen wir hinunter in die Ebene, marschierten an einem kleinen Teiche vorbei, der zwischen den Hügeln lag und zogen dann wieder aufwärts zur Spitze der nächsten Höhe, die mit mannshohem Gras und Strauch-

werk bewachsen war. Wir erhielten Befehl, uns ins Gras zu legen, während die Offiziere mit ihren Gläsern die Umgegend durchforschten. In einer Entfernung von etwa 300 m — am Fuße des Hügels — befand sich ein kleines Gehölz, an dessem östlichen Rande ein kleines Haus belegen war, dortselbst hatten unsere Offiziere Feinde bemerkt. Nach dieser Entdeckung kehrten wir ins Lager zurück, worauf Ordre erfolgte, daß die beiden Berggeschütze, welche unter Bedeckung zurückblieben, sofort Feuer auf das Gehölz jenseits des zweiten Hügels zu eröffnen hatten, während das Gros unserer Truppen den letzteren besetzte. Wir waren in zwei Kolonnen geteilt, zur ersten, die die Spitze des Hügels besetzen mußte, gehörte der Berliner, und der zweiten, welche die Reserve bildete und in halber Höhe zurückblieb, gehörte ich an. Gegen 11 Uhr hatte die erste Kolonne die Spitze der Höhe eingenommen, und die Schützenkette — im Grase liegend — das Salvenfeuer eröffnet, während die zweite Kolonne, etwa 200 m entfernt, durch die Spitze gedeckt, in Hinterhalt lag. Das Geschützfeuer vom ersten Hügel, das Salvenfeuer der ersten Sektion wirksam unterstützend, war außerordentlich präzise. Die Geschosse prasselten nieder auf das Gehölz und das Blockhaus, von dem aus jetzt in gleicher Weise das Feuer erwidert wurde. Wir Reserven verhielten uns still, und während wir zur Unthätigkeit verdammt im Grase lagen, stieg die Sonne höher und höher. Mittag wars, kein Lüftchen regte sich; wir wünschten uns sehnlichst etwas von

dem erfrischenden Regen des vergangenen Tages, aber vergeblich, wir mußten ohne Schutz die verheerende Glut der Tropensonne durchkosten. Stunde auf Stunde verrann und immer noch wurden wir zum Liegenbleiben gezwungen, die Situation wurde unerträglich und ich wie viele andere glaubten, vor Hitze und Durst zu Grunde gehen zu müssen. Meinen Lungen fehlte die Luft, ein quälender Durst folterte mich, ich fühlte mich unsagbar elend und bat schließlich um „permission“, Wasser holen zu dürfen. Das wurde mir verweigert! — Nichts durfte ich als still liegen in der sengenden Sonnenglut, die Minuten schlichen mir wie Stunden dahin, ich bewegte mich, um hin- und hergehend etwas Luft zu schöpfen, da ich zu ersticken wähnte, doch wurde ich sofort von allen Seiten bestürmt, mich wieder hinzulegen, da die Kugeln des Feindes über uns dahinpfiffen. So sollte ich wirklich verdammt sein, unter Durst- und Hitzqualen langsam dahin zu schmoren! — Aber nein, dagegen schien mir eine Kugel doch eine Wohlthat zu sein! Ich sprang auf, griff zu meiner Feldflasche, und trotz aller Widerrede der Unteroffiziere stürmte ich wie ein Rasender davon. Ich war nicht der einzige! An dem am Fuße des Hügels belegenen kleinen Teiche fand ich noch ein Dutzend Kameraden, die halbverschmachtet Wasser und — Atem schöpften. Als sie mich kommen sahen, so ganz aufgelöst, gaben sie mir zu trinken und zogen mir schnell die Schuhe von den Füßen, die ich ebenso wie die Arme im Wasser badete. Auch über den Kopf, Nacken und den Rücken

hinunter ergossen sich die erfrischenden Ströme des nassen Elements, und es löste sich mir wie ein Krampf von der Brust, ich fühlte, daß ich vom Sonnenstich gerettet war.

Bald kamen auch noch andere herabgestiegen, um diesmal mit Erlaubnis Wasser zu holen, sie erzählten, daß oben mindestens einige zwanzig Mann vom „coup de soleil“ getroffen wären. Als ich nach einer halben Stunde wieder erfrischt zurückkehrte, die Feldflasche mit Wasser gefüllt, begegneten mir eine Menge Kranker, die man herabführte. Oben angekommen, fand ich wohl die Hälfte der Mannschaften in einem bejammernswerten Zustande. Der dritte Mann wurde kommandiert, Wasser zu holen. Wir hatten an diesem Tage infolge Sonnenstich 8 Tote und 17 Schwerkranke. Die anderen, welche nur leichter befallen waren, erholten sich bald, als genügend Wasser vorhanden war. Um etwa 3 Uhr nachmittags, als unweit von uns eine Tragbahre vorübergetragen wurde, an welcher die Kulis sehr schwer trugen, erfuhr ich, daß dort mein Freund, der Berliner, fortgetragen wurde. Er war von einer feindlichen Kugel zu Tode getroffen! — Ich hatte in diesem Moment keine Thräne für den armen Kerl, denn wir alle hatten das Gefühl, daß wir wohl nimmer von hier zurückkehren würden. Bald nachher wurde das Signal gegeben, die erste Kolonne durch die Reserve abzulösen. Wir placierten uns also an Stelle der anderen, welche sich für die Nacht auf den ersten Hügel zurückzogen, und ich legte mich per Zufall gerade auf den

Platz, wo mein gefallener Freund zuvor gelegen und die tödliche Kugel empfangen hatte. Ich fand noch sein ganzes Gepäck, das ich an seiner Matrikelnummer erkannte: Tornister, Gewehr und Korkhelm, letzterer von einer Kugel durchlocht. Mehrere Tropfen Blut und einige Teilchen weißen Gehirns in demselben waren stumme Zeugen von dem jähen Tode eines blühenden stattlichen Mannes, der infolge Leichtsinnes sein Leben für ein fremdes Land lassen mußte. Ich erfuhr, daß die Kugel über der Stirn eingedrungen und unter dem Kinn wieder hinausgegangen war. Noch tags zuvor hatten wir uns verabredet, uns gegenseitig, für den Fall des Todes, die Adressen Verwandter zu geben, wir waren aber nicht dazu gekommen. Heute wars zu spät. Ich durchsuchte vergeblich seinen Tornister, um noch eine Adresse zu ermitteln, und ich konnte auch anderen Tags dem Kapitän, der mich rufen ließ, da er wußte, daß ich mit dem Berliner befreundet war, keine andere Auskunft geben.

Das Salvenfeuer wurde noch bis zur Nacht auf den im Gehölz befindlichen unsichtbaren Feind fortgesetzt, dieser versuchte ebenfalls Salvenfeuer zu geben und schoß auch aus veralteten Kanonen eine Art von runden Bomben, welche nur sehr selten krepierten und stets mit einem sehr großen Geräusch anlangten, aber glücklicherweise so langsam, daß man Zeit genug hatte, zur Seite zu springen. Indes hatte der Feind sehr gute Gewehrschützen, denn die Leute, welche unsere Berggeschütze bedienten, mußten mehrfach ersetzt

werden, zumal der Stand der Geschütze, wenn auch durch Erdwälle verdeckt, dem Feinde doch als gutes Ziel diente. Die Nacht brachte uns endlich Schutz, aber keine Ruhe, und nach der übermäßigen Hitze des Tages fiel wieder ein die ganze Nacht anhaltender Regen, der uns totaliter durchnäßte. Während der Nacht blieben wir auf dem zweiten Hügel und, nachdem das Feuer schwieg, begannen wir Gräben aufzuwerfen. Während die Hälfte von uns arbeitete, zogen die übrigen außerhalb der Gräben auf Wache. Nach zwei Stunden wurde gewechselt. Gegen 11 Uhr nachts legten wir uns allesamt in die durch den Regen vollständig schlüpfrigen Tranchèen. Die Waffen im Arm, erwarteten wir jeden Augenblick einen nächtlichen Ueberfall. — Wenn der Feind gewußt hätte, wie wenig zahlreich wir waren, hätte er uns ohne große Anstrengung überfallen und erdrücken können. Anderen Tages waren unsere Gewehre infolge des Regens derart verrostet, daß das Schloß nur mit Gewalt, d. h. mit den Absätzen unserer Schuhe geöffnet werden konnte. Wir hätten uns also in der Nachtzeit unseres Gewehres kaum bedienen können. Als wir aus Hanoï marschierten, hatte man uns weder Fett noch Oel zum Instandhalten der Gewehre mitgegeben; wir hatten also nichts, dieselben zu konservieren, und hätten in den ersten Tagesstunden den Feinden nur mit dem Bajonett und dem Kolben Widerstand leisten können. So schlugen wir denn mit unseren Absätzen die Schlösser auf und scheuerten Lauf und Schloß mit Sand, um die Gewehre so gut wie möglich wieder brauchbar zu

machen. Als wir mit dieser Arbeit zu Ende waren, verließen wir den Hügel, um uns mit der anderen Abteilung neuerdings zu vereinen und gegen Tschu vorzurücken. Durch die Kanonen hatten wir schon das Feld rekognosziert und die dort vom Feinde mit großer Ausdauer in den vorhergegangenen Nächten gezogenen, durch Grasmatten verdeckten Laufgräben, ebenso wie Tschu selbst beschossen. Diese Laufgräben hatten hauptsächlich den Zweck, uns bei unvorsichtigem Avancieren durch Abstürzen zu fangen, dann aber auch den, dem Feinde eine Annäherung an unsere Position zu ermöglichen. Der Feind hatte jedoch noch vor unserer Ankunft die Gräben infolge des Geschützfeuers geräumt. Jetzt rückten wir gegen Tschu selbst vor, umgingen den Ort im Kreise, und nachdem wir die verschiedenen Pforten des durch natürliche Pallisaden von Bambus geschützten Marktflecken eingeschlagen, drangen wir von allen Seiten gleichzeitig in Tschu ein. Der Ort war von Chinesen stark besetzt und wir trafen auf Widerstand, der jedoch nach einem etwa halbstündigen Gassen- und Häuserkampf gebrochen, und da die Pforten absichtlich freigelassen waren, entflohen bald die Feinde nach allen Richtungen. Derselbe war offenbar mit der Bereitung der Mahlzeit beschäftigt gewesen. Aus einem der Cagnas zogen wir einen zurückgebliebenen Chinesen, der sich unter einem Bambusbette versteckt hatte, dieser war anscheinend stark angetrunken und hatte sich nicht rechtzeitig mit seinen Kameraden zurückziehen können. Der arme Teufel wurde an seinem

Seidenzopfe aus seinem Versteck hervorgezogen und vor den Colonel geführt. Da er aber kein Wort französisch verstand, wurde er ohne weiteres füsiliert. Man schnitt ihm den Zopf ab, für einen Chinesen das Zeichen der Ehrlosigkeit —, dann wurde er an einer Palme aufrecht angebunden — sank er doch vor Angst in sich selbst zusammen — nach wenigen Sekunden krachte eine Salve und, von einigen Dutzend Kugeln durchbohrt, hing der leblose Körper, nur von den Stricken gehalten, vom Stamme herab.

Nach einigen Ruhestunden, während welchen abgekocht worden war, erscholl das Signal zum Sammeln, und als wir vor dem Orte allesamt angetreten, erhielten wir vom Colonel die Ordre, den Ort Tschu durch Feuer dem Erdboden gleich zu machen. Die Brandfackel wurde in die Cagnas geworfen, und nach einer halben Stunde stand der ganze Ort in Flammen. Es war bereits Abend geworden und weithin beleuchtete die Feuersäule unseren Weg, während wir uns nach unserem ersten Hügel zurückzogen.

Im Lager von Tschu.

Die letzten zwei Tage hatten wir etwa 12 Tote oder Vermißte und 30 Verwundete, bis dahin Verlust im ganzen Hundert und einige Mann. Der erste Berg blieb für die nächste Zeit unser Feldlager. Dort wieder angekommen, errichteten wir zunächst wieder unsere kleinen Zelte, welche wir mit uns genommen hatten, und nun begann für uns ein stetiger

Felddienst. Tagsüber wurden Rekognoszierungen der Umgegend vorgenommen, oder Wege gebaut, auch wurde nach der Kanonenboot-Station eine Feldbahn angelegt, auf welcher später die Lebensmittel für die Truppen herbeigeschafft werden sollten, und wir, vom Fieber hart mitgenommen, mußten schwer mit Hacke und Schaufel im Schweiße unseres Angesichts, als Pioniere der Zivilisation „zu Frankreichs Ehre", unsere letzten Kräfte verbrauchen. So lange ich indes im Lager von Tschu verblieb, mußten wir alles nötige auf unseren Schultern herbeischleppen.

Auf unseren Rekognoszierungsmärschen durchstreiften wir die umliegenden befestigten Bergketten und die Dörfer der Umgegend. Alles war verlassen! — Wir fanden in den verlassenen Bergbefestigungen sogar noch in Kisten verpackte kleine Kruppsche Kanonen, jedoch ohne Munition. Die Geschütze waren allem Anscheine nach den Truppen nachgeschickt worden. Es befanden sich dabei Instruktionen in französischer Sprache. — Von all diesen „Promenades militaires" brachten wir 10 bis 15 Fuß lange Bambusstämme mit, die wir im Lager zum Bau von Cagnas verwendeten. Letztere dienten zunächst als Feldlazarett. Nachts hatten wir den anstrengendsten Wachtdienst. Jede zweite Nacht kam jeder Mann auf Wache, und während die eine Hälfte der Wachmannschaften zwei Stunden Posten stand, hatte die andere Ruhe; dann folgte die Ablösung. Es kam nicht selten vor, daß die Doppelposten auf ihren exponierten Stellungen schlafend aufgefunden wurden. Ich habe jedoch nicht

gehört, daß ein solcher Fall bestraft worden wäre. Nach dem „code penal“ steht Todesstrafe auf dieses Vergehen. In der folgenden Zeit erkrankte der größte Teil unserer Truppe an Fieber und Dysenterie, leider viel schlimmere Feinde als die Chinesen. Im Monat November hatten wir sehr viel Regen, wechselnd mit immenser Hitze. Die Kranken wurden sehr schlecht verpflegt und selten vom Stabsarzt als krank anerkannt, denn schließlich waren wir alle krank und es mußte doch am Ende Dienst gethan werden. Schlechte Nahrung, verschimmeltes Brot und Fleischkonserven trugen wesentlich zur Verschlimmerung des krankhaften Zustandes bei, und so gab es viele, die in ihren Zelten starben, ohne daß ihnen seitens des Stabsarztes die geringste Hilfe zu teil wurde. Der kleine Begräbnisplatz, den man einige Kilometer vom Lager errichtet hatte, empfing alle Tage neue Opfer des Klimas. Das Einzige, was uns noch ein wenig aufrecht erhielt, war die Ration Tafia (Rum) und $1/4$ Liter Wein, der uns Troupiers täglich geliefert wurde. Trotzdem aber war zwei Monate später die Truppe um die Hälfte dezimiert, so daß an die noch erwarteten zwei Kompagnieen später bei deren Eintreffen kein Ersatz mehr abgegeben werden konnte. Eines Tages hatte auch ich einen heftigen Fieberanfall, ich fühlte mich so matt, daß ich mich krank meldete. Ich wurde jedoch vom Arzt zurückgewiesen und mußte also marschieren. Gerade an diesem Tage wurde ein längerer Rekognoszierungsmarsch in eines der umliegenden Dörfer, etwa 10 km

von unserem Standquartier, unternommen. Wir waren viel kreuz und quer marschiert, durch Reisfelder und Zuckerplantagen; nachdem wir endlich das betreffende, von den Bewohnern verlassene Dorf erreicht hatten, machten wir eine längere Ruhepause. Kaum hatten wir uns hingelegt, als mich das Fieber ergriff, das mit furchtbarem Schüttelfrost begann, so daß ich auf dem Bambusbette immer in die Höhe geworfen wurde. Nachdem ich am Morgen vom Arzt als gesund zurückgewiesen worden war, wollte ich denselben nicht das zweite Mal aufsuchen, und ich wies die Unteroffiziere und Korporale, welche mich zum Krankenappell aufforderten, zurück. Wie jedoch der Schüttelfrost immer wieder von neuem und in verschärftem Maße auftrat, brachte man mich mit Gewalt zum Arzt, der mich nun wohl als krank anerkannte, mir indessen befahl, anderen Tages wieder zu kommen. Während des Fiebers kann man nichts thun zu seiner Bekämpfung, der Anfall muß erst vorübergehen. Nach zwei Stunden Ruhe — ich hatte bis dahin noch nichts zu mir genommen — nahm ich mein Gepäck und marschierte mit der Kolonne nach unserem Lager zurück. In der Nacht wurde es nötig, daß ich mich außerhalb des Zeltes niederlegte, um meine Kameraden nicht ihres Schlafes zu berauben, denn infolge des Fiebers hatte ich einen derartig starken Bronchial-Cartarrh, daß ich vor Husten die ganze Nacht kein Auge schloß.

Anderen Morgens, als zum Krankenappell gerufen wurde, meldete auch ich mich, wurde aber wiederum als Nichtkranker zurückgewiesen. Der Oberstabsarzt

schrieb mir in das Krankenbuch einen höchst drastischen Ausdruck: „tireur au cul“, das gleichbedeutend mit unserem „Drückeberger“ sein soll. Jeder Soldat, der sich krank meldete, aber vom Arzt nicht als krank erkannt wurde, hatte damals einige Tage Arrest zu erwarten und mußte die schmutzigsten Arbeiten im Camp verrichten. Diese Art der Krankenbehandlung seitens des Stabsarztes war insofern erklärlich, als das Quinin, das einzige Mittel gegen Fieber, knapp geworden war und man somit keine Kranken mehr gebrauchen konnte. So wurden die Fiebernden, bis wieder Quinin eintraf, einfach in Arrest gesperrt. Hier hieß es also: Friß', Vogel, oder stirb. —

Mein Hauptmann wußte sehr wohl, daß ich ernstlich krank war, deshalb hatte ich den Vorzug, nicht eingesperrt zu werden, aber man teilte mir mit, daß um 11 Uhr Revue in feldmarschmäßigem Anzuge stattfände, und ich in Reih und Glied sein müsse. Krank wie ich war, legte ich mich ins Zelt und rührte mich nicht mehr von der Stelle, denn ich sagte mir in stumpfer Resignation: Und wenn sie mich auf der Stelle füsilieren, ich bin krank und kann nichts mehr thun. So ließ ich auch die Revue Revue sein und blieb auf meinem Graslager im Zelt. Nachmittags besuchte mich ein Unteroffizier, und von diesem erfuhr ich, daß einer seiner Kameraden dem Kapitän erzählt habe, ich sei preußischer Offizier und einzig zu Spionagezwecken beim Regiment eingetreten. So war der Mann vom Kapitän geschickt worden, um mich danach zu befragen. Ich erklärte ihm, daß ich

von Hause aus simpler Buchhalter sei, und daß ich mir denken könne, wer mich hier anschwärze. — Jener Unteroffizier, der mich — allerdings vergeblich — in dieser Weise zu verdächtigen suchte, war mir feindlich gesinnt. Ich hatte vor einiger Zeit mehrere Fünf-Mark-Scheine von Hause bekommen, und bat ihn, mir solche gegen 5 Franks per Stück einzuwechseln, die Differenz sollte sein Verdienst sein. Er schien aber kein Geld zu haben und bat mich, bis zum nächsten Löhnungstage zu warten, das that ich aber nicht, sondern ich benutzte die Gelegenheit, bei einem Marketender, welcher an der Station der Kanonenboote einen kleinen Markt etabliert hatte und von wo wir alle zwei Tage unsere Lebensmittel bezogen, das Geld umzuwechseln. Da nun der Sous-Offizier nichts verdienen konnte, so beehrte er mich fortan mit seinem Haß und suchte mir etwas am Zeuge zu flicken. Glücklicherweise war ich bei meinen Vorgesetzten infolge meines dienstlichen Verhaltens gut angesehen, und so schadeten mir die Intriguen des Unteroffiziers nichts. Noch selbigen Tages hatte ich einen heftigen Fieberanfall. Infolgedessen verfiel ich gegen Abend in eine Art Verfolgungswahn, der die ganze Nacht andauerte. Ich entsinne mich noch heute der kleinsten Details jener aufregenden Einbildungen. In einem Zustand äußerster Erschöpfung lag ich in meinem kleinen Zelte; da sah ich in meiner lebhaften Fantasie in dem 15 Schritt entfernten Cagnas die Unteroffiziere, die sich hier zu großer Konferenz vereinigt hatten. Ich hörte, wie sie beschlossen, mich gefangen

zu nehmen und in einen der Schmutzbottiche zu stecken. Nun begann für mich eine Stunde schrecklicher Aufregung. Ich sah, wie sie einen der großen Bottiche herbeigeschleppt brachten, ich versuchte mich zu verstecken und floh bis ans äußerste Ende des Lagers, wo ich mich im letzten Zelt verkroch. Meine Verfolger, um meiner habhaft zu werden, durchsuchten jedes Zelt und kamen auch an dasjenige, in dem ich versteckt lag. Mich entdeckt glaubend, fuhr ich wieder empor und floh wie ein gehetztes Wild den Berg hinan; so erreichte ich das Zelt des Colonels und sah immer die Unteroffiziere hinter mir her auf der Jagd nach mir. In meiner Angst schrie ich den Colonel um Hilfe an. Die Wachmannschaft vor dem Zelt des Colonels suchte mich zu erfassen. Ich rannte sie wie rasend über den Haufen. Der Colonel, aufmerksam geworden durch den Lärm, fragte schließlich nach den Vorgängen draußen, und während der wachthabende Korporal Bericht erstattete, war ich überwältigt und nach meinem Zelt zurückgeführt worden, wo ich bald darauf todesmatt einschlief. Am anderen Tage wurde ich im Feldlazarett aufgenommen, jedenfalls auf Ordre des Colonels. Hier wurde mir als Gegenmittel Quinin gereicht, doch sollte meine Leidenszeit nicht so schnell zu Ende gehen. Ich wurde von der Dysenterie befallen.

In diesen Tagen kehrte ein Detachement vom Rekognoszierungsmarsch zurück mit einem Dutzend Verwundeter. Das Lazarett wurde noch mehr besetzt und ich hatte eine schreckliche Nacht. Schlaflos da-

liegend hörte ich die Schmerzenslaute und Verwünschungen der Verwundeten. Besonders zeigten sich die Belgier wenig duldsam und schaurig mischten sich ihre derben Flüche mit den Phantasien der Fiebernden.

Man glaubte im Lager, daß der Feind verstärkt versuchen würde, uns von unserer Position zu verdrängen, und so machte man Vorbereitungen, die Kranken und Blessierten der Ambulanz weiter zu befördern. Ich lag bereits acht Tage im Feldlazarett; meine tägliche Ration bestand aus zwei Liter Milch, doch hatte ich Gelegenheit gehabt, in der direkten Umgebung der Ambulanz hartgesottene Eier zu kaufen, die ich heimlich zu meiner Stärkung verzehrte, wobei ich mich schließlich sehr wohl befand. Mein Appetit wuchs wieder, indes der Arzt gab mir nichts zu essen. Ich erreichte aber von einem der Krankenwärter, die oft mit vollen Schüsseln gebratener Hühner, Konfituren 2c. an mir vorübergingen, daß auch ich von Zeit zu Zeit gegen Entschädigung eine Ration erhielt. Ich fühlte mich fast gesund, als drei Tage nach dem verunglückten Detachement die Verwundeten und Schwerkranken — auch ich galt noch als solcher — nach der Station der Kanonenboote überführt und von dort per Schiff nach Haiphong transportiert wurden.

In den Hospitälern.

Unser Ziel war das Hospital von Haiphong; nach mehrtägiger Fahrt erreichten wir es glücklich. Während der uns begleitende Unteroffizier die Papiere

im Bureau abgab, wurden wir in die Krankensäle geführt. Die freundlichen, sauber gehaltenen Räume waren gut ausgestattet und große, eiserne Bettstellen mit weichen Federmatratzen und weiß bezogenen Decken luden zur Ruhe ein, und doch zauderten wir, darauf Platz zu nehmen. — Die wunden und fiebernden Legionäre, die seit Monaten unter freiem Himmel kampiert hatten, glaubten solch weiches Lager nicht für sich bestimmt, sie fühlten sich den Hunden gleich, die nicht gewohnt sind, einen Salon zu betreten. Die eintretenden Lazarettgehilfen machten allen Zweifeln ein Ende. Freundlich nötigten sie uns zur langersehnten Ruhe. Das war ein unsagbar wonniges Gefühl, wieder in einem weichen Bett zu liegen, überhaupt fühlte ich mich gar nicht mehr hinfällig, indes, wenn ich dem Arzt in Tschu dies gesagt hätte, wäre ich sicher zurückbehalten worden. Hier war ich im gewissen Sinne wirklich „Drückeberger" gewesen, aber wer kann es mir verdenken. Man hätte mir anderenfalls keine Zeit zur Erholung gelassen, sondern mich rücksichtslos wieder in Reih und Glied gestellt. Bei dem anderen Tages erfolgten Besuch des Chefarztes erklärte ich diesem meinen wirklichen Zustand eingehend, worauf mir der Arzt weitere entsprechende Medikamente und — fernere Enthaltsamkeit für den Tag vorschrieb. — Also wieder Hungerkur! Der Arzt mochte dies wohl noch für notwendig halten, immerhin aber gefiel mir dies bei meinem sich neu regenden Appetit keineswegs, und ich verschaffte mir wieder von einem mitleidigen Lazarettgehilfen, der mir den

Hunger wohl ansah, eine reichliche Portion Braten. Sie hat mir nichts geschadet, denn die Küche des Hospitals war außerordentlich gut. Ich habe während meiner Dienstzeit niemals wieder so gut gespeist. Bei der Visite des Oberarztes hatten sich einige der verwundeten Deutschen nicht genügend deutlich erklären können, und so wurde ich als Dolmetsch ausersehen. In dieser Eigenschaft wurde ich dem nächsten Krankentransport beigegeben, denn infolge Ueberfüllung des Hospitals mußte ein Teil der Schwerkranken von Haiphong nach Quang=Yen überführt werden. Quang=Yen liegt unweit von Haiphong hart am Meeresstrande, es besitzt innerhalb seiner Befestigungen ein auf einem Hügel belegenes, weit ausgedehntes Krankenhaus, das hauptsächlich als Erholungsstation für Fieberkranke benutzt wird, denn die gesunde Seeluft ist bekanntlich für derartige Patienten sehr belebend. Der Transport von Haiphong nach Quang=Yen erfolgte wieder per Schiff. Es war gerade am 24. Dezember, am Weihnachtsheiligenabend, und stärker als sonst gedachte ich der fernen Heimat. Mochte die Tropenvegetation in ihrer üppigen Schöne noch so reizvoll sein, heute achtete ich ihrer nimmer, ich gedachte wehmutsvoll des schlichten deutschen Tannenbaums, der heute in der Heimat im Lichterglanz erstrahlte! — Eigenartige Gefühle beschlichen mich, ein Frösteln schüttelte meine Glieder, und noch vor der Ankunft in Quang=Yen hatte ich einen heftigen Fieberanfall. Die unerlaubten kulinarischen Genüsse der letzten Zeit hatten mir doch vielleicht nicht gut

gethan! — In unserem Transport befanden sich auch mehrere Unteroffiziere, die als „krank" in die Hospitäler wanderten, diese schienen aber bester Laune zu sein, sie machten ihre rohen Späße über mich, der ich mich auf einmal wieder sehr elend fühlte, und nannten mich einen Simulanten. Jedenfalls schlossen die Herren von sich auf mich!

Im Hospital angekommen, hatte ich das „Glück", in einem Zimmer mit den Sous-Offiziers untergebracht zu werden. Letztere waren durch meine Gegenwart wenig erfreut, und sie gaben mir offen ihr Mißfallen zu erkennen, ja, sie versuchten sich an mir zu reiben, trotz meiner sichtlich steigernden Fieberhitze. Erst als einer der Lazarettgehilfen meine Körpertemperatur gemessen und 41 Grad konstatiert hatte, zogen sie sich doch etwas zurück und ließen mich in Ruhe. Sie selbst schienen nur zur Erholung nach Quang-Yen gekommen zu sein, sonst konnte ich keine Krankheitssymptome an ihnen entdecken. Ihre Stimmung war besser wie die meinige, sie wurde sogar „gehoben", denn um Weihnachten zu feiern, hatten sie sich Rum zur Fabrikation von Grog mitgebracht; bald etablierten sie eine gar fröhliche Tafelrunde und lärmten und zechten, bis sie total berauscht waren. Auch mir wurde schließlich ein Glas angeboten, das ich dankend ablehnte. Das war für mich der Weihnachtsheiligeabend 1884. Lebhaft mußte ich an eine Verabredung denken, die ich fünf Jahre vorher mit meinen Breslauer Verwandten getroffen hatte. Wir hatten 1879 im fröhlichen Familienkreise das Weihnachtsfest verlebt und

uns das Versprechen gegeben, nach fünf Jahren wieder so traulich zusammen zu kommen, mögen wir sein, wo wir wollen! — Jetzt mochten sie wieder beisammen sein, bis auf mich, der ich fieberkrank im Hospital zu Quang-Yen lag. Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Der Fieberanfall ging wieder vorüber, und nun wurde der Aufenthalt in Quang-Yen für mich eine Periode der Erholung. Zur Pflege der Kranken waren freiwillige aus Frankreich herübergekommene Schwestern angestellt, die uns mit liebenswürdiger Langmut behandelten, ebenso wie der Chefarzt und seine Assistenten uns in jeder Weise mit allem versorgten, was uns dienlich war. Auch hier behielt ich das Amt eines Dolmetschers, und oft begleitete ich die Aerzte auf ihren Rundgängen, was mir angenehme Abwechselung verschaffte.

Hier machte ich auch die Bekanntschaft eines Rheinländers, seines Zeichens ein schlichter Handwerker und sonst ein ganz braver Bursche. Er hatte die Dummheit begangen, vor seiner Stellung zum Militär seine Heimat zu verlassen, um ins Ausland zu gehen, und infolge Mangels an Subsistenzmitteln sich anwerben lassen. — Nun lag er auch krank in Tonkin und bereute tief, die deutsche Heimat verlassen zu haben.

Wir verbrachten unsere Rekonvalescenz in Quang-Yen auf die angenehmste Weise. Die „Dames de France“, eine Association wohlthätiger Frauen Frankreichs, versorgten uns mit Tabak und anderen Spenden,

und oft promenierten wir, unser Pfeifchen im Munde, unter den das Hospital umgebenden sogenannten „Spinnenbäumchen", deren weitverzweigte Aeste dort ein natürliches Säulendach bildeten. War erst die Sonne im Niedergang, dann hockten wir wohl auch auf der großen Befestigungsmauer und schauten hinab in das naheliegende Dorf, die zwei- und vierbeinigen Insassen desselben in ihrer Beschäftigung betrachtend. Weitgedehnte grüne Matten, mit dazwischen liegenden kleinen Ackerparzellen und vereinzelt mit Bananen und Kokospalmen bestanden, bildeten die Scenerie, die, vom letzten Strahl der untergehenden Sonne vergoldet, der großen Malerin Natur ein herrliches Zeugnis ausstellte. Und wie es da unten lebt und webt in eigenartigster Weise! Auf grüner, fetter Weide tummelt sich der schwarze Büffel, vorteilhaft hebt sich seine kraftvolle Gestalt ab gegen die schleppenden Leiber der Mastschweine, die sich im grünen Wiesengras wohlig wälzen; dann wieder an anderer Stelle erscheint unter Führung des Dorfältesten ein halbes Dutzend Anamiten, einen abgerichteten Elephanten bei sich führend, um mit Hilfe der gewaltigen Kraft dieser Tiere dichte Bambushecken niederzubrechen, während andere Dorfbewohner ihre kleinen Ackerstücke abernten.

So saß ich oft in stiller Betrachtung, bis der Sonnenball gesunken war und das Sternenmeer des südlichen Himmels am Firmament entflammte. Das Hospital von Quang-Yen machte den Eindruck eines alten Herrensitzes. Vor dem Eindringen der Franzosen in Tonkin waren die Mandarinen die Herren

des Landes, die hier ihre Besitzungen gegen die Piraten befestigten, und die Dorfbewohner als Leibeigene behandelten. Auf unseren Rundgängen fanden wir u. a. ein altes Gebäude von nur geringem Umfange, das früher als Schmiede gedient hatte, und in dem wir mancherlei Zwangs- und Marterwerkzeuge entdeckten, die von den Mandarinen als Strafmittel gegen allzufaule Kulis angewendet worden waren, und die mich lebhaft an die Schauergeschichten der Inquisition erinnerten. Da waren an die Mauer geschmiedete Handschellen, ferner ein Brett mit zwei Halslöchern und zwei Oeffnungen für die Handgelenke, in das keifende Weiber geschlossen wurden, eine dreischwänzige Peitsche mit Bleikugeln und dergleichen widerwärtige Sachen mehr. Hier mag in früherer Zeit mancher Seufzer verhallt sein.

Drei Monate währte mein Aufenthalt in Quang-Yen, ich hatte mich vollständig erholt und wurde in das Feldlager bei Tschu zurückgesandt.

Weitere Kriegserlebnisse.

In Kriegszeiten vollziehen sich die Ereignisse schneller als sonst, hier wird zerstört, dort neu geschaffen und gebaut, und so fand ich auch nach meiner Rückkehr nach Tschu manches Veränderte. Wir waren jetzt vier Kompagnien vereinigt, und doch war die Mannschaft trotz allen Ersatzes sehr zusammengeschmolzen, das Häuflein zählte ca. 360 Mann. Viele waren zu Grunde gegangen, und ein Teil lag

krank in den Hospitälern. Die aktiven Mannschaften hatten aber in der verhältnismäßig kurzen Zeit meiner Abwesenheit tüchtig geschafft. An der Station der Canonières war ein neuer Militärposten entstanden, und ein Waldweg führte den Roten Fluß entlang bis zur Stelle, wo letzterer, ein Knie bildend, sich gen Norden wendet. Hier war am 13. Oktober der Zusammenstoß mit den Chinesen erfolgt, und noch jetzt zeigten sich Spuren des grausigen Kampfes. Knochenteile in kaum noch erkennbaren chinesischen Uniformstücken bleichten am Wege. Hier an dem Knie des Roten Flusses war ebenfalls eine Militärstation errichtet worden. Von dieser führte abermals ein neu erbauter chaussierter Weg an der Hügelkette von Tschu vorüber, auf deren ersten Mamelon jetzt ein „Blockhaus" prangte, und weiter hin an Stelle des früheren Marktfleckens Tschu, welchen wir durch Feuer zerstört hatten, erhob sich ein Barackenlager mit Feldbäckerei; das ganze, ziemlich flach gelegen, war von einem Graben umzogen, dessen ausgeworfene Erdmassen davor einen kleinen Wall bildeten. Mannschaften aller in Tonkin anwesenden Truppengattungen, als: Marineinfanterie, Spahis, Artillerie, Legionäre, fliegende Kolonnen und Tirailleurs-Anamites belebten die Scenerie. Dieses neuerstandene Tschu befand sich auf der rechten Seite des Flusses, während gegenüber noch ein Militärposten stationiert war. — Ich erfuhr mancherlei von den Ereignissen der letzten Zeit, denen ich durch mein Kranksein gänzlich entrückt war. So die Affaire von Langson. Der General de Négrier,

Frankreichs schneidigster Brigadier und Ober-Befehlshaber der Tonkinesischen Expedition, hatte vor wenigen Wochen alle marschfähigen Mannschaften zu einem entscheidenden Schlage gegen Langson versammelt, einen unweit der chinesischen Mauer belegenen, sehr befestigten Platz, den die Chinesen besetzt hielten. Die Einnahme glückte, die Stadt wurde besetzt und, um die durch Zusammenziehung der Truppen verlassenen Militärstationen nicht zu lange ohne Besatzung zu lassen, wurde die Hälfte der Mannschaft, hauptsächlich Marineinfanterie, wieder nach dem Innern zurückgeschickt. Dies hätte dem Unternehmen schließlich noch nichts geschadet, wenn sich der General vorläufig mit der Einnahme von Langson begnügt und sich vor der Hand dortselbst ganz ruhig verhalten hätte. Aber Monsieur de Négrier besaß eine an Tollkühnheit grenzende Unternehmungslust, und so ließ er am 24. März 1885 das chinesische Thor (la Porte de Chine) in die Luft sprengen, um eine Promenade militaire ins chinesische Gebiet zu unternehmen. Die Mauer des himmlischen Reiches zieht sich dort durch ein sehr gebirgiges Terrain und fast sämtliche Bergkuppen jenseits des berühmten Gemäuers sind sehr stark befestigt, so daß Eindringlinge den Angriffen von allen Seiten preisgegeben sind. Kaum hatte der General mit seiner Truppe die Grenze passiert, da wurde es plötzlich auf den Bergen lebendig. Scharenweis strömten die Chinesen herab, um das kleine Häuflein Négriers mit erdrückender Uebermacht, wenn möglich, zu vernichten. Zu spät sah der General, daß er sich

selbst in eine böse Falle begeben hatte, und schleunigst zog er sich auf das ebenfalls hochgelegene Langson zurück. Aber die Chinesen benutzten ihren Vorteil, sie folgten den Franzosen auf der Ferse, und in wenigen Stunden schwärmten in dem die Höhe von Langson umgebenden Thalkessel 20 bis 22 000 chinesische Krieger umher, deren Scharen sich, von oben aus gesehen, wie Ameisenhaufen ausnahmen, und die auf die flüchtende Kolonne Négriers ein mörderisches Feuer eröffneten. Den General hatte eine Kugel in die Brust getroffen, schwer verwundet übergab er das Kommando der Retraite dem Colonel. Jetzt war auch Langson nicht mehr zu halten. Die Lage des kleinen Häufleins war sehr gefährlich, und die Nacht mußte zum Rückzug benutzt werden. Bevor man jedoch von Langson abzog, wurde der Ort in Brand gesteckt, und wieder durchglühten gigantische Feuersäulen die Nacht. Vorher hatten jedoch die Troupiers den Marketendern, die ihren ganzen Kram in Stich lassen mußten, einen Besuch gemacht, und alles, was sie ohne große Beschwerde an Tabak und Eßwaren tragen konnten, mitgenommen. Nun gings über Hals und Kopf ohne jedwede Marschdisziplin nach Tschu zurück, die schweren Geschütze waren en passant im Fluß versenkt worden. Nach dreitägigem fluchtartigen Marsche erreichte die Spitze der Kolonne Tschu. Auf einer Tragbahre brachte man den verwundeten General, der sofort nach der Station der Kanonenboote und dann weiter in ein Hospital überführt wurde. Derselbe mußte eine gute Natur gehabt haben, denn man sagt,

daß er trotz der schweren Verwundung fünf Wochen später schon wieder zu Pferde saß.

General Négrier, damals ein hoher Vierziger, hatte übrigens seine Karriere in der Legion begonnen, hatte wie wir, als simple soldat seinen sac (Tornister) getragen, er wußte daher wohl, was marschieren heißt und was der Mann auszuhalten vermag. Dem energielosen Soldaten, der nicht nach seinem Willen marschieren wollte, oder gar nachweisbaren Drückebergern, trat er mit großer Härte entgegen. Er soll auch als Colonel die Crapeaudine in der Legion eingeführt haben. Andererseits war er dem guten Soldaten ein wohlwollender Vorgesetzter. Zu den Linien-Regimentern schien er weniger Vertrauen zu haben, als zu der Legion, mit dieser, in der er groß geworden, ging er überall hin, und galt es, irgend einen größeren Coup zu machen, so rief er seine Legionäre, und diese fehlten niemals. Er wurde in Tonkin zweimal verwundet, am Oberschenkel und in der Brust. Die Chinesen hatten auf den Kopf dieses von ihnen sehr gefürchteten Mannes eine Prämie von 15 000 Piastres gesetzt.

Die von Langson zurückgekehrte Kolonne befand sich in einem kläglichen Zustande. Viele hatten ihr ganzes Gepäck von sich geworfen, einzelne kamen sogar ohne Waffen in Tschu an. Fast sämtliche Pferde der Spahis gingen nach der Retraite an der Kolik zu Grunde. Wenige Tage nach diesem traurigen Rückzuge war es, als ich wieder in Tschu eintraf, zugleich mit meinem neuen Kameraden, dem Rhein-

länder. Seitens der Kanonenboote wurden mehrere schwere Geschütze zu unserer Verstärkung gesandt, weil man jeden Augenblick den Feind erwartete. Dieser hatte aber wohl keine Ahnung von unserer Schwäche in Tschu, und blieb in Langson, zufrieden des Erfolges, dasselbe wieder sein Eigen nennen zu können. Unsere nach allen Himmelsrichtungen unternommenen Rekognoszierungsmärsche, bis 15 km im Umkreise, waren ohne Erfolg.

Die nicht zu unserem Truppenteile gehörigen Mannschaften waren nach einigen Tagen weiter abgezogen, und überließen uns das Terrain. Die Verpflegung hatte sich wesentlich verbessert. Das von der Feldbäckerei täglich frisch gelieferte Brot schimmelte aber trotzdem von einem Tage zum anderen, jedenfalls lag der Keim schon im Material, und das Klima war der Schimmelbildung außerordentlich günstig. So kam es denn, daß sich das Fieber bei uns von neuem einstellte. Wir waren wieder einmal ein Detachement unterwegs, viel in den Bergen kreuz und quer marschiert, als wir gegen Mittag, etwa 20 km von Tschu ein Dorf erreichten. Auf einem Mamelon (Hügel) befand sich eine Pagode, in deren nächster mit Bäumen bestandenen Umgebung wir uns lagerten, um abzukochen. Ich war als Wachtposten kommandiert und stand ohne Schutz gegen die Sonnenstrahlen außerhalb des Gehölzes. Da glaubte ich auf den Höhen, welche vor uns lagen, in regelmäßigen Abständen feindliche, auf uns gerichtete Geschütze zu sehen, und je mehr und je länger ich hinblickte, um

so fester war ich überzeugt von der Richtigkeit meiner Wahrnehmung. Ich teilte dies dem unsere Wache kommandierenden Unteroffizier mit, welcher aber durchaus nichts sehen wollte, schließlich wurde der das Detachement führende Lieutenant herbeigeholt, aber auch dieser entdeckte absolut nichts verdächtiges. Ich wurde abgelöst und ging mich im Schatten der Bäume niederzulegen, als mich schon ein gewaltiger Schüttelfrost packte. An sonniger Stelle, in eine wollene Decke gehüllt, suchte ich mich zu erwärmen, was den Zustand nur verschlimmerte. Auf Zureden legte ich mich in den verhältnismäßig kalten Raum der Pagode, wo dann auch bald der Umschlag von Frost in Hitze erfolgte. Also wieder das alte Elend. Als bald darauf das Detachement zum Rückmarsch aufbrach, konnte ich mich kaum aufrecht halten, und doch mußte ich bei aller Schwäche mein Gepäck tragen; so kam es denn, daß ich unterwegs mehrfach über meine eigenen Füße zu Boden stürzte. Der Adjutant, welcher erst kurze Zeit bei der Kompagnie war und mich nicht kannte, glaubte, ich sei Simulant, und suchte durch Schimpfen und Vorwärtsstoßen mich zu besserem Marschieren zu zwingen. Ich warf schließlich resolut mein Gepäck von mir und führte Beschwerde beim Lieutenant, welcher dann auch veranlaßte, daß mein Tornister von einem Kuli getragen wurde. Ganz erschöpft langte ich mit dem Detachement spät nachts in Tschu wieder an. Anderen Tages, nach dem Krankenappell, veranlaßte mein Kapitän, daß ich nach dem Militärposten jenseits des Flusses

kommandiert wurde, und zu meiner Freude wurde auch der Rheinländer einige Tage später dahin geschickt. Wir hatten hier ein Blockhaus zur Verfügung und nur Wachtdienst zu thun. Wir fühlten uns infolgedessen recht zufrieden. Jede Woche fand in der Nähe unseres Postens ein anamitischer Markt statt, der uns recht interessierte. Da kamen sie angezogen die eingeborenen „Marktweiber", und geräuschvoll schlugen sie unter den gewaltigen Spinnenbäumen ihre Verkaufsstände auf. Sie brachten gar vielerlei, als ausgeschlachtete Hunde (eine Delikatesse der Anamiten), Schweinefleisch, Eier von wilden Gänsen und anderen Wasservögeln, Fische, Salat, Tschum-Tschum (aus Reis bereiteten Schnaps), Tabak, Cigarettenpapier, Pfeifen u. a. m. zum Verkauf. Ich meinerseits versorgte mich immer reichlich mit Tschum-Tschum, welches, in kleinen Mengen täglich genossen, ein vorzügliches Präservativ gegen das Fieber ist. Sonst wurde nach den Märkten bei uns immer nobel gekocht und bon gelebt, das konnte uns natürlich wieder einmal passen, und wir fühlten uns ganz wohl. Leider aber war die Herrlichkeit nach vier Wochen wieder zu Ende, man löste uns ab und wir thaten dann wieder den regelmäßigen Dienst in der Kompagnie. Als ich indes wenige Wochen später abermals viel unter Fieber und Dysenterie zu leiden hatte, schickte man mich mit einem Detachement nach der Kanonenbootstation, wo ebenfalls wieder nur Wachtdienst zu thun war. Wir hatten von diesem Posten aus allabendlich ein kleines Wachtkommando — 1 Korporal

und 3 Mann — jenseits des Flusses auf das linksseitige Ufer zu stellen. Dort lag in einem kleinen, mit dichter Bambushecke umzogenen Cagna ein anamitisches Kommando, welches nachts durch uns verstärkt wurde. Die anamitischen Soldaten sind sehr feige, und da sich die Gegend zur Nachtzeit durch Unsicherheit auszeichnet, welche durch allerlei herumstreifendes Raubzeug verursacht wird — es hatten sich, wenn auch vereinzelt, sogar Tiger gezeigt —, so waren die Eingeborenen nachts nicht zu bewegen, außerhalb der Umzäunung Posten zu stehen. Sie bezogen nur innerhalb des schützenden Zaunes auf einem Baume ihre Wache, während wir Legionäre außerhalb auf der entgegengesetzten Ecke unsere Wachtposten stellten, wo zum Uebersehen des Terrains ein erhöhter Stand errichtet worden war. Drei etwa $2\frac{1}{2}$ m hohe Pfähle waren in die Erde gerammt, durch Bretter verbunden, und auf diesem primitiven Gestell lag nachts einsam der Troupier. —

Zur Zeit unserer Anwesenheit umkreiste periodisch jede Nacht ein Tiger das kleine Gehöft und suchte sich die außen herumliegenden Reste von abgeschlachtetem Vieh. Eines Nachts hatte ich den Wachtposten außerhalb des Gehöfts beziehen müssen. Das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett im Arm lag ich still auf meinem Standpunkte und spähte scharfen Auges in das Dunkel der Nacht. Leise bewegte der Wind das üppige Gezweig, und ich lauschte der mir bald vertrauten Melodie, die nur dann und wann jäh gestört wurde durch das von fern hertönende Geheul gräu-

licher Katzen! — Die Nacht war pechfinster, denn dichtes Gewölk verdeckte den Sternenhimmel. Da hörte ich Geräusch, es kam näher und näher, ein Raubtier mußte uns umkreisen, denn vernehmlich hörte ich das Brechen trockenen Geästes unter den Tatzen der Bestie. Ich spähte aufmerksam in meine Umgebung, als ich plötzlich unter mir die unheimlich funkelnden Augen des gefürchteten Tigers sah. Auch der innerhalb des Zaunes auf dem Baume postierte Anamit mußte das Raubtier bemerkt haben, denn der Mann stieß plötzlich ein Schreckensgeheul aus, so daß man annehmen konnte, er befände sich schon unter den Tatzen der Bestie, die jetzt die unheimlich glühenden Augen nach jener Stelle richtete. Ich faßte mein Gewehr fester, verhielt mich aber regungslos, denn wir hatten strengen Befehl, unter keinen Umständen auf den Tiger zu schießen, und das war richtig. Ein Schuß in der Finsternis war unsicher, er hätte das Tier vielleicht nur verwundet und dadurch aufs äußerste gereizt. Das Wachkommando indes, das auf den Alarmschuß herausgetreten wäre, hätte in der Dunkelheit sicher mehr wie ein Opfer lassen müssen. So verharrte ich in atemloser Stille. Die Bestie aber unter mir schnupperte nach den herumliegenden Fleischresten, dann setzte sie ihren Rundgang fort und verschwand schließlich ebenso wie sie gekommen. Still ward es wie zuvor, und auch der ängstliche Anamit schien sich wieder beruhigt zu haben.

Die entsetzliche Furcht dieser Leute erklärt sich aus dem Umstande, daß vor einiger Zeit mehrere

Kulis verschwunden und augenscheinlich von einem Tiger zerfleischt worden waren, wenigstens deuteten die aufgefundenen Knochenreste und blutgetränkten Kleidungsstücke darauf hin.

Des öfteren hatten wir auf unserer Station noch andere Funktionen zu verrichten. Es gingen von den umliegenden „télegraphes optiques“ dann und wann Depeschen ein, die weiter befördert werden mußten, sei es nach Tschu oder den auf dem Wege nach dort liegenden Stationen. Gern meldete ich mich als Freiwilliger für solche Promenaden und, die geladene Waffe im Arm, schlenderte ich dann durch das Gehölz, einige Stunden ungestört meinen Gedanken nachhängend. Von Zeit zu Zeit kam auch ein Viehtransport nach Tschu, der an unserer Station gelandet und dann von uns dorthin gebracht werden mußte. Die Hauptsache war für uns aber trotzdem der Wachtdienst. Eines Nachts stand ich Posten auf einem weiter ins Feld hinein gebauten Wachtturm. Der Mond beleuchtete das weithin erkennbare Gelände und so sah ich deutlich im hohen Grase die Bewegung menschlicher Gestalten. Auf meinen Anruf „Qui vive“ rührte sich aber nichts mehr, ich rief ein zweites und drittes Mal und gab schließlich vorschriftsmäßig Feuer nach der Richtung, wo ich die verdächtige Bewegung bemerkt hatte. Der Schuß brachte das ganze Detachement auf die Beine. Die Gegend wurde durchsucht und schließlich fanden wir im Grase kauernd, vor Angst zitternd, zwei Kulis, die sonst auf der Station beschäftigt wurden und jetzt, vom

Markte heimkehrend, sich verspätet hatten. Es war wieder mal viel Lärm um nichts; die armen Teufel, die uns so genarrt hatten, erhielten für ihr ungeschicktes Benehmen einen kleinen Denkzettel, dann ließ man sie wieder laufen.

Eine geraume Zeit war vergangen; ich fand den Dienst verhältnismäßig wenig anstrengend, und ich begann mich wieder ganz wohl zu fühlen, als wieder ein Rückschlag in meinem Gesundheitszustand eintrat. Es war, als ob das Klima mich mit Gewalt zum Opfer haben wollte, denn ich bekam aufs neue die Dysenterie, und diesmal in erhöhtem Maße, wurde aber, was mich fast zum Verzweifeln brachte, darum nicht vom Wachtdienst zur Nacht dispensiert. Ich fühlte wie meine Kräfte abnahmen, wie ich täglich schlaffer und energieloser wurde, und sehnte mich nach weiter nichts als nach Ruhe. Der Stabsarzt, der von Tschu jede Woche einmal zum Krankenbesuch kam, war rauh und abweisend. Er wollte mich nicht als krank erkennen und verordnete mir trotz meines zunehmenden Schwächezustandes keine Medikamente. Er hatte durch seine nichts weniger als menschenfreundliche Handlungsweise manchen Troupier auf dem Gewissen. Für uns war er ein Scheusal in Menschengestalt! — Auch er sollte seinem Schicksal nicht entgehen, es ereilte ihn eines Tages in Tschu, wo er elend am Typhus zu Grunde ging. So traurig dies sonst klingt, die seinem Wirkungskreis Unterstellten atmeten auf bei dieser Kunde! — Der bald darauf als Ersatz eingetroffene Stabsarzt war ungleich menschenfreundlicher,

er evacuirte zunächst alle Schwerkranken, worunter als einer der ersten ich mich befand. Wir wurden in die verschiedensten Hospitäler überführt. Ich spekulierte auf Quang-Yen, um mich von dort, wenn irgend möglich, nach Afrika einschiffen zu lassen. Es glückte mir denn auch, in dies Hospital zu kommen. Der Chefarzt, welcher mich als seinen alten Patienten wieder erkannte, verfügte meinen Rücktransport. Mein Name wurde in die Passagierliste getragen, und ich selbst mit dem nächsten Rekonvaleszententransport nach Afrika eingeschifft. So entrann ich glücklich dem mörderischen Klima, dem ich sicher zum Opfer gefallen wäre, wie so viele andere, die gezwungen waren, längere Zeit dort zu bleiben. Für mich war es die höchste Zeit, daß ich dem uns Europäern nicht bekömmlichen Klima entrückt wurde.

An Bord des Vinh-Long.

Es war mir eine Erlösung, als an einem schönen Juninachmittage der Vinh-Long, eines der größten französischen Kriegstransportschiffe bei Quang-Yen vor Anker lief, um 120 Kranke und Rekonvaleszenten aufzunehmen und über den Ozean zu führen. Welch traurigen Anblick gewährte diese Einschiffung. Ein Teil der Kranken hatte kaum die Kraft, sich an Bord zu schleppen. Gestützt auf andere erreichten die Unglücklichen mühsam das erlösende Schiff, ach, und viele sollten das Ziel der Reise nicht mehr erreichen. Und doch, wohl allen schwoll die Brust vor Freude,

dieses Pestland verlassen zu können, und die Hoffnung auf völlige Genesung, auf ein „Weiterleben“ belebte aufs neue die gedrückten Gemüter. Sie hatten schon alle am Leben verzweifelt! — Tausende andere deckte längst das grüne Gras Tonkins, kaum daß einige Holzkreuze mit der Matrikelnummer die Stellen bezeichneten, wo sie in fremder Erde ruhen. — Gesundheitstrotzend, mit fröhlichem Wagemut, waren diese jungen Leute hierher gekommen, sie hatten in jugendlicher Abenteuerlust die Gefahr gesucht, gefunden und — schlecht bestanden! — Und jetzt nach wenigen Monden? — Diese siechen Leute, junge Greise, die da heimtransportiert werden, sind nicht wieder zu erkennen. Die Mäntel hängen weit um die abgezehrten schlotternden Körper, als gehörten sie ihnen gar nicht. Aus den blutleeren hohlwangigen Gesichtern stieren glanzlose Augen. Der kraftlose Körper ist kaum imstande, sich fünf Minuten fortzubewegen, und wiederum bereitet ein längeres Sitzenbleiben dem fleischlosen Gebein Qual. Sie alle aber hoffen auf neues sonniges Leben! — Viele sollen leider vergeblich hoffen, die meisten von ihnen gehören bald dem unbarmherzigen Sensenmann, und die wenigen dieser Armen, die das fragliche Glück haben, ihre Heimat wiederzusehen, bleiben meist siech und mit chronischer Dysenterie behaftet, bis an ihr frühes Ende. —

Auch meine Gesundheit war schwer erschüttert, ich war jedoch noch leidlich bei Kräften und zu dieser Zeit fieber- und dysenteriefrei. Daß ich überhaupt zurück und mit dem Leben davon kam, habe ich

einzig dem glücklichen Zufall zu verdanken, der mich mit dem Chefarzte in Quang-Yen näher bekannt werden ließ, denn meine Anwesenheit in Tonkin war viel zu kurz, als daß ich unter anderen Umständen schon zurückgeschickt worden wäre.

Der Vinh-Long ist ein imposantes Schiff von etwa 130 m Länge und entsprechender Breite. Beim Betreten des Decks, dessen Mittelteil, mit Segeltuch überspannt, den Eindruck eines großen Saales machte, fühlten wir uns wie geborgen und jeder Gefahr für Gesundheit und Leben entrückt. Die Kranken wurden in den Krankensaal des Schiffes untergebracht, der dort, wo sich sonst die erste Kajüte befindet, eingerichtet war. Wir Rekonvaleszenten erhielten zur Nacht eine Hängematte mit wollener Decke. In den Zwischendeckräumen des Vinh-Long war Raum für mindestens 1000 Mann. —

Der Tag unserer Abreise war vom schönsten Wetter begünstigt und die Welt erschien mir an dem Tage ungleich schöner als sonst. In der ruhigen See spiegelte sich der tiefblaue Tropenhimmel. Die Atmosphäre war klar und rein und gewährte uns noch einmal einen weiten Blick vom Strand ins Land hinein, in das fruchtbare und doch so ungesunde Land. Langsam setzte der Vinh-Long seine Maschine in Bewegung und dampfte zunächst gen Saigon, das an der Mündung des Me-khong gelegen ist, und woselbst wir fast zwei Tage vor Anker lagen. Hier lagen viele Schiffe von verschiedenster Nationalität, dabei solche von recht veralteter Bauart, so lag uns gegen-

über ein Koloß mit fünf übereinander befindlichen Fensterreihen, ein schwimmendes Haus, mit fünf niederen Stockwerken, das als Kaserne benutzt wurde. Weiterhin auf dem Flusse sahen wir vom Schiffe aus ein schwimmendes Dorf, das einen sehr eigenartigen Anblick gewährte. Es waren wohl Hunderte von Hütten auf Flößen erbaut und schaukelten mit ihren Insassen auf dem Wasserspiegel. Von Saigon selbst konnten wir infolge seiner flachen Lage nur die großen Hafenspeicher und die Promenaden sehen. Bald wurde unsere Fahrt fortgesetzt, leider aber infolge eines Ventilbruches nur mit halber Kraft, und fast drohte sie endlos zu werden. Erst am 14. Juli, dem französischen Nationalfest, erreichten wir langsam Sumatra, wo wir nachmittags in einem kleinen Hafen kurze Rast machten. Zu Ehren des Nationalfestes hatte der Vinh-Long geflaggt, und es herrschte auf dem Schiff ein lebhaftes Treiben. Die Offiziere empfingen Besuche von angesehenen holländischen wie eingeborenen Persönlichkeiten von Rang. Die letzteren kamen in recht phantastischem Aufzuge, sie erinnerten mich dadurch lebhaft an den heimischen Karneval. Der Nachmittag verging recht interessant und lustig, zumal auch an Deck eine holländische Kapelle konzertierte. Nach diesem kurzen Aufenthalt wurde unsere Reise fortgesetzt. Unsere Verpflegung an Bord war im allgemeinen ganz gut, indes wurde auf uns Rekonvaleszenten keine weitere Rücksicht genommen; niemand frug danach, ob wir wohl die Schiffskost auf die Dauer vertrügen, und so kam es denn, daß

sich die Rückfälle von Dysenterie und Fieber wieder mehrten. Die vierzig Betten des Hospitals reichten bald nicht mehr aus, und so wurden im Zwischendeck Bettstellen zusammengezimmert, mit Seegrasmatratzen versehen, und für die weniger Schwerkranken als Lagerstatt hergerichtet. Im Schiffshospital waren bis Sumatra bereits sechzehn Mann meist an völliger Erschöpfung gestorben. Diese wurden am Sterbetage selbst nach Sonnenuntergang mit kurzem Gebet von dazu kommandierten Matrosen dem Meere übergeben. Die Dysenterie hatte auch mich wieder erfaßt und zwar in einem Grade, daß der Schiffsarzt am dritten Tage kopfschüttelnd mir offen erklärte, es sei mir nicht zu helfen. Als Medikament erhielt ich Bismouth, und als Nahrung zwei Liter Milch per Tag, welche aus kondensierter Milch bereitet wurde. Daß man bei dieser Nahrung immer mehr an Kräften verlor und schließlich zu Grunde gehen mußte, lag auf der Hand. Ich war schon nach weiteren acht Tagen nicht viel mehr als Haut und Knochen, da kam ich auf den Gedanken, mir andere Nahrung zu verschaffen, koste es was es wolle. Nachts, als alles schlief, stieg ich, meinen Wasserkrug in der Hand, nach dem oberen Hospital, passierte den Krankensaal und den Raum, wo die verschiedenen Nahrungsmittel der Kranken aus Konserven bereitet wurden, sowie den Schlafraum der Krankenwärter, und gelangte endlich an die Trinkwasserstation. Dort waren an den Wänden einige Messinghähne angebracht, doch mehr als diese interessierten mich die darunter stehenden,

mit Wasser gefüllten Tonnen, da ich entdeckt hatte, daß in diesem Wasser frische Eier konserviert wurden. Das war meine Rettung. Ich nahm davon so viel, als ich unauffällig in meinen Taschen bergen konnte. Zum Scheine des Gerechten füllte ich meinen Krug mit Wasser und trat vorsichtig den Rückweg an. Unterwegs nahm ich noch einen angerissenen Topf Konservenmilch an mich und erreichte mit zitternden Knieen mein Lager wieder. In meiner Gamelle (Eßgefäß) löste ich dann einen Teil der kondensierten Milch auf, schlug ein halbes Dutzend roher Eier dazu, natürlich alles mit der nötigen Vorsicht, damit ich nicht entdeckt wurde, und labte mich dann an dieser gar nicht übel schmeckenden Kaltschaale. Vor Tagesanbruch genoß ich den Rest meines nächtlichen Raubes, und ich möchte sagen; von Stunde an ließ meine Krankheit nach. Ich wiederholte in den folgenden Nächten meine Besuche. Einmal wurde ich jedoch dabei angehalten und befragt, wohin ich wollte. Auf meine Ausrede — „ich habe Fieber und hole mir Wasser" — ließ man mich unangefochten passieren. Ich erholte mich sichtlich und der mich behandelnde Arzt konnte sich nicht genug wundern über mein verändertes Aussehen und empfahl mir dringend, ja nichts weiter zu genießen als das von ihm vorgeschriebene, jetzt auf drei Liter erhöhte Quantum Milch, vor allen Dingen keinen Zwieback, kein Ei u. s. w.! Hätte ich dem „Mediziner" erklärt, auf welche Weise meine Krankheit so schnell geheilt war, so hätte er mich ins Eisen legen lassen. Als nach mehreren Tagen

die Besserung immer noch anhielt, bekam ich endlich noch andere Kost, und ich fühlte mich, wenn auch sehr schwach, so doch wieder gesund. Die Fahrt des Vinh-Long wurde uns fast zur Ewigkeit. Wir befanden uns nach weiterer achtzehntägiger Fahrt im Roten Meer, und bis Algier, unserer Bestimmung, brauchten wir im ganzen neunundvierzig Tage. An Toten hatten wir unterwegs über dreißig Mann verloren.

Die an Bord befindlichen Eier und Konserven waren aus den Mitteln beschafft, welche die „Dames de France“ zum besten der Verwundeten und Kranken hilfsbereit gestiftet hatten. Leider haben letztere wenig davon zu sehen bekommen. Offiziere und Lazarettgehilfen thaten sich in erster Linie davon gütlich. Der Rest verdarb und wurde kurz vor Beendigung der Fahrt ins Meer geworfen. —

Weiter steuerte der Vinh-Long der afrikanischen Küste entgegen; wir befanden uns bereits mehrere Tage im Mittelmeer, da gab es eines Nachts auf Deck große Unruhe und Aufregung. Ich erhob mich, um nach der Ursache zu sehen. Ein italienisches Segelschiff hatte unseren Weg gekreuzt, der Vinh-Long hatte es in der Dunkelheit der Nacht in den Grund gebohrt. Sofort wurden Boote niedergelassen, um die Bemannung des sinkenden Kutters zu retten; es gelang leider nicht mehr, sie versank in den Wellen bis auf den Besitzer und den Koch, welche gerettet werden konnten. Von dem Zusammenstoß selbst hatten wir nichts wahrgenommen, der Riese Vinh-Long hatte nicht einmal eine Erschütterung

davon erhalten. — Nach langer, langer Meerfahrt tauchte endlich unser Ziel auf. Am Morgen des 9. August kam Algier in Sicht! — Ein Gefühl der Beruhigung überkam mich, als ich das Panorama der terrassenartig aufsteigenden Hafenstadt vor Augen sah. Gegen Mittag bugsierte ein Lootse unser Schiff in den Hafen, und noch gegen Abend desselben Tages wurden wir ausgeschifft. Am Quai erwartete uns eine dichte Menschenmenge, und mitleidsvoll sah sie auf den traurigen Zug der wunden, kranken und abgemagerten Gestalten, die sich mühsam fortbewegten. Kleine Beweise der Teilnahme wurden uns in Form von Cigaretten und Tabak freundlich und reichlich erbracht. Für die Schwerkranken, die sich effektiv nicht selbst fortbewegen konnten, waren vom nahen Hospital Leute mit Tragbahren requiriert worden, und langsam, Schritt für Schritt, trug man die zum Teil schon mit dem Tode ringenden Troupiers zu Lande. Ein trostloser Anblick!

Im „Hôpital de Deï“.

An der Stadtgrenze von Algier, hart am Meeresstrande, liegt das „Hôpital de Deï“. Noch in der Nacht erreichten wir es, sollten wir doch hier zunächst untergebracht werden. Wir legten unser Gepäck im Vorsaal ab, um dann in die Krankensäle verteilt zu werden, wo jedem ein vorzügliches Bett angewiesen wurde. Ich hätte am liebsten mein Bündel Habseligkeiten von draußen geholt. Meine Papiere und noch

ein Wertstück für mich befanden sich darin, eine mir von einem Genfer Kommilitonen dedizierte Meerschaum-Cigarrenspitze, welche bis dahin allen diebischen Gelüsten zum Trotz in meinem Besitz geblieben war; ich durfte den Saal aber nicht verlassen. — Anderen Tages war mein erstes, meine Sachen, soweit dieselben für mich Wert hatten, an mich zu nehmen. Die Cigarrenspitze aber war fort, und alle Recherchen danach blieben vergeblich. — Das Hospital, ein riesiges Gebäude, bestehend aus dem Hauptgebäude, zwei Seitenflügeln, einem Mittelflügel, sowie mehreren Hintergebäuden mit Wohnräumen für Aerzte und Angestellte, besitzt einen großartigen Palmengarten, welcher in schiefer Ebene nach dem Meere zu abfällt. Hier habe ich die meiste Zeit meines fast zwei Monate währenden Aufenthalts verträumt. Wir wurden sehr gut verpflegt und hatten eine große Bibliothek zur Verfügung, was wir fleißig ausnutzten. Bei ungünstigem Wetter beschränkten wir unsere Promenaden auf den Rauchsaal. Von den Schwestern des Hospitals wurden die „Besseren" unter uns eingeladen, Sonntags auf dem Chor der Kirche zu singen. Es wurden vorher Proben abgehalten, die uns auch etwas Abwechselung brachten. Hinterher beschenkte uns die gute Schwester immer mit Chokolade. Im Stadium der Genesung hatten wir allesamt einen unersättlichen Hunger, das wußten die Schwestern auch, und wenn ich mich in der Nähe der Küche sehen ließ, kam ich selten ohne ein Stück Brot mit kaltem Braten oder Hühnchen zurück. Infolge dieser Pflege gewann ich bald wieder an Körper-

gewicht. Bei meiner Ankunft im Hospital wog ich 48 kg und etwa zwei Monate später 62 kg. Die Transportfähigsten wurden dann weiter auf Rekonvaleszenze nach Miliana geschickt. Der Abschied von den Schwestern war herzbewegend. Manchem der rohen Burschen, die sich zwischen uns befanden, und die nicht auf dem Chor der Kirche mitgesungen hatten, standen die Thränen im Auge bei den guten Lehren, die die Schwestern diesen mit auf den Weg gaben, und als ich mich bei der diensthabenden Schwester in der Küche verabschiedete, erhielt ich von dieser Mundvorräte für noch ein halbes Dutzend meiner Kameraden mit auf den Weg. Die einstündige Wegstrecke vom Hospital zum Bahnhof Algier war für uns immerhin eine Anstrengung, wir freuten uns, als wir den Zug besteigen konnten, um nunmehr nach dem Bergstädtchen Miliana befördert zu werden, das uns mit seiner gesunden kräftigen Luft vollends Erholung bringen sollte. Wir fuhren mit der Bahn bis Station Offreville. Von hier aus unternahmen wir, den Schlangenwindungen der Chaussee folgend, den Aufstieg nach dem hoch oben am steilen Bergeshang aufgebauten Miliana, woselbst wir in eine kleine leerstehende Kaserne einquartiert wurden. Hier verbrachte ich im allgemeinen ein interessantes Dasein, zumal ich unter den Rekonvaleszenten einen recht angenehmen Kameraden und Gesellschafter fand. Es war dies ein russischer Student, der in seinem Vaterlande nihilistischer Umtriebe verdächtigt worden war und deshalb hatte fliehen müssen. Er gehörte zu

jener kleinen Gruppe der anständigen Kameraden in der Legion, und wir machten gemeinsam viele Ausflüge. — Wir hatten, abgesehen von einem kleinen Erdbeben, das eines Nachts unsere Betten erzittern machte, vollauf die wohlthuende Ruhe, und ich merkte ihre Wirkung am besten am zunehmenden Körpergewicht. Es that mir ordentlich leid, diesen angenehmen Ort wieder verlassen zu müssen. — Aber was halfs, eines schönen Tages — es war Anfang Dezember — wurde ich zum alten Gamaschendienst nach Sidi-Bel-Abbès zurückgeschickt.

Vom Hospital zur Garnison.

Infolge Neueinteilung der Fremdenlegion in zwei Fremden-Regimenter wurde ich Anfang Januar 1885 dem 1. Regiment, und zwar der 2. Kompagnie des 2. Bataillons zugeteilt. Bald darauf war große Revue vor dem Colonel, und nach einer Ansprache wurden unter den üblichen Honneurs der Truppen alle aus Tonkin Zurückgekehrten mit der „Médaille du Tonkin“ dekoriert. Diese silberne Kriegsdenkmünze wird am grüngelben Bande getragen, sie trägt auf der Aversseite den Kopf der Republique française mit Umschrift, und auf der Reversseite die Namen der in Tonkin gelieferten nennenswerten Gefechte, wie die Jahreszahl 1883—1885. Während der Revue spielte die Regimentsmusik, was für uns, die wir so lange die Musik entbehrt hatten, ein ganz besonderer Genuß

war. Man kann sich das unter gewöhnlichen Umständen gar nicht vorstellen.

Noch Mitte des Monats wurde meine Kompagnie abkommandiert nach dem Hochplateau von Daya, welches nach viertägigem Marsch, auf welchem wir auch den Wald von Daya durchquerten, erreicht wurde. Daya ist nichts als ein im Norden gegen die Grenze von Marokko vorgeschobener Posten und hat zur Unterbringung der Mannschaften vier von einer Mauer umschlossene Baracken. Einige Gebäude in nächster Nähe gehören Händlern und Restaurateuren, die, auf den Bedarf der Truppe spekulierend, sich dort niedergelassen haben. Der Winter war auf dem Hochplateau von Daya besonders schneereich. Wer in der Dunkelheit den rechten Weg verfehlt, kann sehr leicht Gefahr laufen, auf den schneeverwehten Waldpfaden stecken zu bleiben. So ging es fünf nach der nahen Bahnstation Magenta beurlaubten Legionären; sie gerieten am Abend bei der Heimkehr vom Wege ab, und in mannshohe Schneeverwehungen. Nur einem gelang es, sich durchzuwühlen, und am nächsten Morgen unser Quartier zu erreichen. Er sollte der Retter der anderen sein, denn auf seine Nachricht wurden sofort Leute mit Maultieren zur Befreiung der Bedrängten geschickt. Man fand sie glücklicherweise und brachte die vier gegen Mittag zwar lebend, aber doch in beklagenswertem Zustande zurück. —

Wir hatten im allgemeinen nur wenig Dienst, meist Wachtdienst, und namentlich die Unteroffiziere hatten allzuviel freie Zeit. Sie lagen viel in den

Schänken, und so kam es, daß ein noch sehr junger Sergeant-Major (Feldwebel) — derselbe war als „enfant de troupe“ erzogen worden — über seine Verhältnisse hinauslebte und die Kompagniekasse sehr stark in Anspruch nahm. Die Folge war, daß er bis auf weiteres in Arrest geschickt wurde. Ueber den Vorfall ging Bericht nach Bel-Abbès zum Colonel, der immer des jungen Mannes „Protegé“ gewesen war. Es wurde jedoch vorläufig nichts Definitives über ihn verhängt.

Nach dreimonatlicher Anwesenheit erfolgte unsere Ablösung. Wir marschierten nach Bel-Abbès zurück, den ungetreuen Sergeant-Major als Gefangenen mit uns führend. In Bel-Abbès spazierte derselbe zunächst noch weitere vier Wochen in Arrest, dann wurde er zum Sergeanten degradiert und in ein anderes Bataillon versetzt. Das Maß seiner Schuld aber sollte noch nicht voll sein; bei den Uebungen, die zu jener Zeit unter Leitung des Colonels auf dem Exerzierfelde stattfanden, zeigte er sich in seiner ganzen Unzuverlässigkeit. Er wurde nach der Ruhepause vermißt und schließlich in einem Straßengraben, sinnlos betrunken, aufgefunden. Nun erfolgte auf der Stelle seine völlige Degradierung und nach längerer Freiheitsstrafe seine Versetzung in das 2. Regiment. Die eben erwähnten Exerzitien waren für uns Tonkinesen auf die Dauer doch zu anstrengend, und es stellten sich wieder von Zeit zu Zeit leichte Fieberanfälle ein. Da sich diese regelmäßig wiederholten, so nahm man darauf Rücksicht, und schließlich erging die Verfügung,

daß zwanzig Mann, unter denen auch ich mich befand, zur Kräftigung ihrer Gesundheit nach Mostaganem, einem an der Küste Algeriens gelegenen Seebade, gesandt werden sollten. — Das war eine unerwartete Freude!

Seebad Mostaganem.

So verließen wir denn bald darauf Sidi-Bel-Abbès in fröhlichster Stimmung. Die Bahn brachte uns bis Perregau, der dem Seebade zunächst gelegenen Station, von wo aus wir von zwei Kremsern über die Ortschaften Blad, Ato und Mazagan nach Mostaganem gefahren wurden. Diese Reise auf Staatskosten war uns Legionären ein ebenso seltenes wie unverhofftes Vergnügen, und die Kremserpartie durch die Algerischen Landschaften gestaltete sich zu einer äußerst lustigen Fahrt. Mostaganem ist ein hübsches Städtchen von eigenartig afrikanischem Charakter und war zur Zeit die Garnison eines Regiments „Tirailleurs algeriens“ (Turkos). Zum Aufenthalt wurde uns eine der Baracken angewiesen, die sonst von der Garnison eingenommen wurde, aber zur Zeit nicht benutzt war. Wir verbrachten daselbst wieder vier Monate in der größten Beschaulichkeit, badeten täglich in den Wellen des Mittelmeeres und unternahmen kleine Exkursionen in die Umgegend. Eines Tages streifte ich mit einem meiner Kameraden am Strande entlang und, die vorgelagerten Felsblöcke als Passage benutzend, gelangten wir auf einen flachen Land-

streifen, der von einem kleinen Wässerchen, das in die See mündete, durchschnitten wurde. Wir wendeten uns nach der Landseite und gingen den kleinen Bach entlang. Da bot sich uns ein malerisches Bild. Etwa auf 50 m Entfernung erhob sich aus dem Sande eine hohe steile Felswand, über welche das kleine Wasser in lustigen Sprüngen herabplätscherte. Am Fuße des Felsens erblickten wir eine Gruppe arabischer Schönheiten, Frauen und Mädchen, in bunte Tücher gehüllt mit unverschleierten Gesichtern, dabei beschäftigt, auf dem aus dem Gewässer hervorragenden Gestein mit ihren nackten Füßen Wäsche zu bearbeiten. Wir näherten uns der anmutigen Gruppe, welche uns zutraulich anlachte. Gewöhnlich sieht man die arabische Weiblichkeit auf der Straße in undurchsichtige Schleier eingehüllt, und der Europäer hat nur in den seltensten Fällen Gelegenheit, die maurische weibliche Jugend in ihrer meist klassischen Schönheit unverhüllt und in nächster Nähe bewundern zu können. Oben auf dem Felsplateau lag eine kleine Besitzung, zu welcher die Araberinnen gehören mochten; in den Felsen gehauene Stufen führten nach oben. Unsere Frage, ob wir — diese benutzend — den Weg direkt nach der Stadt fänden, wurde bejaht, und wir zogen uns — nicht ohne Bedauern — von der idyllischen Gruppe zurück.

In nächster Nähe unserer Baracke stand eine arabische Begräbniskapelle, ein kleiner, ganz weiß getünchter Kuppelbau. Wir konnten die Vorgänge bei derselben genau beobachten. Fast regelmäßig nach

Sonnenuntergang erschien ein arabisches Weib, das dort andachtsvoll ein Gebet verrichtete und in einem kleinen Vorbau eine Kerze für die Nacht anzündete. Zur anderen Zeit erschien ein arabischer Bettler mit einem mandolinenartigen Instrument, dem er herzzerreißende Töne entlockte, so daß es uns gar schaurig in den Ohren gellte. Wir hörten aber auch Musik besserer Art, denn kaum 50 m von unserem Quartier lag das Gartenlokal des „Cercle militaire“; hier fand an zwei Abenden der Woche Konzert statt, und oftmals hörten wir in unseren Betten die rauschenden Klänge des Orchesters, das aus französischen und eingeborenen Musikanten zusammengesetzt war und so eigentlich zwei Korps bildete, die abwechselnd ihre Weisen erklingen ließen. Die Musik war daher sehr eigenartig, und es war interessant, ihr zuzuhören. Der Grund dieser Doppelbesetzung ist darin zu suchen, daß sich bei den tirailleurs algeriens französische wie eingeborene Offiziere befinden. Letztere sind meist pro forma und deshalb zu Offizieren ernannt, um den eingeborenen Soldaten zu schmeicheln. Im Verkehr beobachten beide Teile eine gewisse Reserve. In Würdigung dieser Verhältnisse ist daher das Musikkorps aus beiden Elementen zusammengesetzt, und sowohl bei Konzerten, wie auch auf Märschen erklingen im Wechselspiel französische wie arabische Weisen.

Unser Aufenthalt in Mostaganem währte etwa vier Monate, und nicht gerade gern verließ ich das Städtchen, in dem ich wohl die angenehmste Zeit meines Engagements verlebt hatte.

Die Luft Mostaganems hatte uns ungemein gestärkt, und wie verjüngt kehrten wir nach der alten Garnison Sidi-Bel-Abbès zurück, um aufs neue der Kompagnie zugeteilt zu werden. Der Dienst begann in alter Weise, da ereignete sich auf der ersten Wache, welche ich bezog, ein Vorfall, der mir die Lust zum Dienste für alle Zeiten gründlich verderben sollte. Ich hatte während der Nacht dreimal je zwei Stunden Posten zu stehen vor der Thür eines Kellers, indem etwa fünfzehn Mann eingekerkert lagen, Leute, die vor das Kriegsgericht in Oran zur Aburteilung gebracht werden sollten und die während der Voruntersuchung, mitunter monatelang, nur mit dem Hemd bekleidet, in diesem völlig finsteren Kellerraum der Bataillonskaserne eingesperrt verblieben.

Die wachthabenden Adjutanten und Unteroffiziere sollten bei jedesmaliger Ablösung die Gefängnisräume, also auch diesen Keller genau inspizieren, indes der aus diesem modernen Burgverließ emporsteigende Modergeruch schreckte sie von einem Nähertreten ab, und so unterließen sie es meist, der Vorschrift zu genügen. Wir Posten hatten Weisung, die Kellerthür im Hausflur der Kaserne nicht zu verlassen und scharf zu bewachen. Ich that meine Pflicht, aber als am folgenden Morgen die Wache abgelöst werden sollte, fand man bei oberflächlicher Revision, daß vier Gefangene ausgebrochen und entflohen waren. Sie hatten mit Hilfe ihrer Löffelstiele den Mörtel um den Stein neben dem Kellerloche herausgekratzt, hatten die Steine und zugleich die Gitterstäbe entfernt, und

waren dann durch die entstandene größere Oeffnung in den Garten eines anliegenden Grundstückes entwichen. Von hier aus war ihre Spur verloren. Nach Meldung an den Colonel erfolgte der Befehl, zunächst die drei Mann, welche zur Nacht an der Thür des Kellers Posten gestanden, stehenden Fußes zu verhaften.

Es waren dies außer mir noch zwei ganz junge Soldaten, von denen der eine kaum vier Wochen, der andere drei Monate diente. Wir standen schon in Reih und Glied, um von der Wache abzuziehen, als wir gezwungen wurden, Tornister und Gewehr abzulegen, und in die Zelle, das Arrestlokal, zu wandern. Mein Protestieren half nichts, ich wurde eingesperrt und mußte neunundzwanzig Tage in der Zelle verbleiben. In den ersten Tagen versuchte ich, die die Zellen revidierenden Offiziere für mich zu gewinnen, ich verlangte auf den Rapport geführt zu werden, aber alles ohne Erfolg! — Schließlich tröstete ich mich damit, daß ich in der Zelle besser untergebracht war, als im „prison“. Man ließ mich dort tagsüber ungeschoren und ich brauchte die groben Arbeiten und das Strafexerzieren nicht mitzumachen. Aber verzweifelt langweilig war mirs doch, und ich dankte meinem Schöpfer, als ich nach einigen Tagen, infolge Mangels an Zellen, Gesellschaft bekam. Ueber die Dauer meiner Einsperrung war ich durchaus nicht informiert, ich wußte nur, daß ich nach dem Reglement längstens neunundzwanzig Tage in der Zelle sitzen konnte; nun, die hatte man mich denn auch ehrlich absitzen lassen!

Am dreißigsten Tage nach der verhängnisvollen Wache war ich endlich wieder frei, und als ich dann bei meinem Hauptmann Klage führte und ihm erbittert sagte, ich würde mit meiner Beschwerde, wenn nötig, bis zum Divisions-General in Oran gehen, da suchte mich der Kapitän zu beruhigen. Es sei ja alles überstanden, und in meinem Führungsbuche solle von der Strafe durchaus kein Vermerk gemacht werden, ich möchte deshalb die Sache auf sich beruhen lassen. Wenn ich aber seinem Rat nicht folge und trotzdem beim General Beschwerde führe, so sei es nicht ausgeschlossen, daß ich noch einmal bestraft würde. Das leuchtete mir ein, ich war gescheidt und — schwieg, trotz des Bewußtseins, meine Pflicht in jener Nacht im vollsten Maße gethan zu haben. Recht hätte ich doch nicht mehr bekommen. Die Flüchtlinge waren übrigens wenige Tage später wieder aufgegriffen worden.

Inzwischen hatte das Bataillon ein Zeltlager in den Glacis vor Bel-Abbès bezogen. Die Kasernements sollten einmal wieder renoviert werden. Da wurde eines Tages unsere 2. Kompagnie beordert, dem traurigen Schauspiel einer Hinrichtung beizuwohnen. Ein arabischer Wilderer, der einen Forstbeamten hinterrücks niedergeschossen hatte, sollte vom Leben zum Tode befördert werden. Jeder Troupier wurde mit einem Paket scharfer Patronen versehen, dann rückte die Kompagnie früh um 4 Uhr hinaus auf einen, jenseits der Stadt vor dem Thore belegenen Hügel, auf dessen Spitze die Guillotine aufgestellt

worden war. Mehrere Gerichtspersonen waren schon anwesend, und zwei Henkersknechte trafen die letzten Vorkehrungen. Wir umgaben das Gerüst in großem Kreise mit der Front nach außen. Man wollte durch unsere Anwesenheit allen Eventualitäten vorbeugen, da man der maurischen Bevölkerung im allgemeinen nie ganz sicher ist. Um 5 Uhr erschien ein Wagen mit dem Delinquenten, welcher, vom Scharfrichter und zwei Knechten begleitet, dem Wagen entstieg. Der Araber, ein Mann von etwa dreißig Jahren, von kräftiger untersetzter Gestalt, hatte den Oberkörper völlig entblößt, die Arme waren mit weißen Bändern, welche die Brust kreuzten, auf dem Rücken festgeschnürt. Der Verurteilte schien, als er die Guillotine erblickte, sich gegen die ihm seiner Meinung nach angethane Gewalt auflehnen zu wollen, indes die vier Knechte erfaßten den Mann, trugen ihn bis zu dem Gerüst, schnallten den Körper auf das Brett und im selben Augenblick hörten wir einen dumpfen Schlag. — Der Gerechtigkeit war genügt! — Der Kopf war in den unter dem Brette befindlichen Korb gefallen, das Brett drehte sich infolge eines Mechanismus, und auch der Körper verschwand in dem Korb. Der Scharfrichter, in Schwarz gekleidet, machte, den Cylinder in der Hand, dem anwesenden Prokurator seine Meldung, und wir marschierten wieder in unser Quartier zurück. Der Körper des Gerichteten wurde von den Angehörigen, welche die Erlaubnis nachgesucht und erhalten hatten, sofort nach der Exekution in Tücher geschlagen, und mittelst eines Tragkorbes fort-

geschafft. Dem Toten wird vor der Beerdigung der Kopf wieder an den Rumpf genäht, weil nach dem Glauben der Mohammedaner Mohammed seine Gläubigen an dem Haarbüschel, welchen die Araber auf dem Wirbel des Kopfes stehen lassen, hinauf in den Himmel zieht.

Nach Mecheria.

Das Bataillon bekam bald darauf Ordre zum Aufbruch nach Mecheria. Wir hatten zwölf teilweis sehr starke Tagemärsche unter Gewährung von zwei Ruhetagen zurückzulegen, acht Kamele begleiteten uns, das Gepäck der Offiziere tragend. Auf dem Wege passierten wir das Gebirge von Saida, berührten Saida selbst und die großen Salzseen „el Keider“, welche zu dieser Jahreszeit vollständig ausgetrocknet waren, und aus der Ferne sich wie ausgedehnte Schneeflächen ausnahmen. Weiterhin nach Süden durchquerten wir ein Stück Wüste. Fußhoher Triebsand bedeckte das Terrain, und nur mit größter Anstrengung keuchten wir schrittweise vorwärts, während die Kamele mit ihren Plattfüßen so sicher über den lockeren Boden stampften, als ob sie chaussierten Weg unter sich hätten. Glücklicherweise hatte dieser Wüstenstreifen nur eine Breite von zwei Stunden. Wir gelangten wieder auf felsigen Boden, der dann weiter gen Mecheria sogar etwas Vegetation aufwies. Am vierzehnten Tage erreichten wir unser Ziel. Wir hatten 5 Kranke, und 1 Mann wurde vermißt. Wie

es sich herausstellte, war dieser unterwegs desertiert. Er kam indessen nicht weit; arabische Gendarmen fingen ihn wieder ein und er erhielt für ein kleines Manko an seinem Inventar vom Kriegsgericht zu Oran zwei Jahre „travaux publiques“ zudiktiert. Der Mann gehörte zu meiner Korporalschaft, ich wurde als Zeuge herangezogen und mußte auch als solcher mit nach Oran.

Mecheria liegt auf felsigem Grunde am Fuße einer bewaldeten Hügelkette und bildet mit dem etwas südlicher gelegenen Aïn-Seffra unweit der südöstlichen marokkanischen Grenze eine starke militärische Befestigung. Hier liegen Truppen aller Waffengattungen; diese sollen bei früher oder später zu unternehmenden Operationen gegen Marokko den französischen Kolonnen als „Tête“ dienen. Ich hatte wieder Glück, denn bald nach unserer Ankunft in Mecheria wurde ich auf das Post- und Telegraphenbureau abkommandiert und erhielt dort eine Vergütung von monatlich 20 Franks. Man wollte auf diesen abgelegenen Stationen Beamte sparen, deshalb war auf dem Bureau nur ein Vorsteher, dem je 1 Husar, 1 Spahis und 2 Legionäre zur Bewältigung des Verkehrs beigegeben waren, und welche dafür vom Vorsteher jeder 20 Franks erhielten. Der Bureaudienst währte von 7 Uhr früh bis 9 Uhr abends, wenn aber nachts Telegramme militärischen Charakters kamen, so mußten diese auch erledigt werden. Meist waren nur Postanweisungen auszutragen und Wechsel zu kassieren; dabei gab es manche Ruhestunde, in der wir an Private adressierte Zeitungen durchstöberten und gemütlich studierten. Verpflegt

wurden wir von unserem Truppenteil, und so lebten wir ein für Troupiers recht angenehmes Dasein, das mir nur durch einen Zwischenfall wieder verbittert wurde.

Der mitkommandierte Spahis suchte mich seit einiger Zeit geringfügiger Ursachen willen zu chikanieren, und da sich seine gehässigen Angriffe trotz meines lang gezeigten Gleichmuts steigerten, führte ich Beschwerde beim Vorsteher, der ihn ernstlich ins Gebet nahm. Kaum aber hatte der Vorsteher den Rücken gewendet, als der Spahis, ein baumlanger Kerl, über mich herfiel und mich in brutalster Weise mit seinen Fäusten bearbeitete, indem er mich gemein beschimpfte. An Kräften war er mir weit überlegen und ich konnte weiter nichts thun, als seine Attake so gut als möglich zu parieren. Trotzdem hatte mir der rohe Geselle einen Zahn ausgeschlagen, und ich blutete aus Mund und Nase. Wohl machte ich ihm seine Feigheit klar, dann schrieb ich sofort meinen Rapport an den Kommandanten mit dem Ersuchen um Erlaubnis, mich mit dem Spahis „sur le terrain“ messen zu dürfen. Es ist Sitte in den französischen Regimentern, wie in der Fremdenlegion, daß Beleidigungen unter den Soldaten auf dem Wege des Zweikampfes mit dem fleuret erledigt, während Prügeleien streng bestraft werden. Der Kommandant lehnte es ab, uns auf das terrain zu schicken, weil er prinzipiell nicht Soldaten verschiedener Truppenkörper mit der Waffe in der Hand sich gegenüberstehen sehen wollte. Dafür erhielt der Spahis vier Wochen „salle de police“ und hinterher wurde er vom Bureau-

dienst abkommandiert. Das war meine Genugthuung. Da eines Tages kam eine Ordre, die mich alles vor der Hand vergessen ließ, und mir eine neue Wendung meines Geschickes in Aussicht stellte. Der Kriegsminister General Boulanger verfügte, daß alle Mannschaften, welche an der Campagne du Tonkin teilgenommen und nun krankheitshalber dienstuntauglich sind, nach nochmaliger ärztlicher Untersuchung vom Dienst befreit werden sollten, wenn dieselben aus eigenen Mitteln die Rückreise bestreiten können. Jeder der Mannschaften habe eventuell 40 Franks für die Ueberfahrt zu deponieren. — Hurra, endlich ein Lichtblick! Wie, wenn es mir gelänge, entlassen zu werden und meine Dienstzeit um ein ganzes Jahr abzukürzen? Fast vier Jahre stand ich nun unter dem Joch der Fremdenlegion und hatte sattsam genug! Ich begann nun energisch mein „Gehalt" zu sparen, dann trug ich dem Hospital-Chefarzt, dem ich des öfteren im Postdienst kleine Gefälligkeiten erwiesen, meine Bitte vor. Ich erklärte ihm offen, daß ich mich zwar nicht mehr krank fühle, aber den sehnlichen Wunsch hege, zur Heimat zurückkehren zu dürfen. Zunächst blieb er mir die Antwort schuldig, aber am Tage der Untersuchung bezeichnete er mich als zum weiteren Dienst untauglich. Meine Freude kann niemand nachfühlen. Bis zur Erledigung der nötigen Formalitäten vergingen noch $2 \frac{1}{2}$ Monat, dann erfolgte meine Entlassung. Ich kehrte jubelnden Herzens nach Bel-Abbès zurück.

Rückkehr.

In Bel-Abbès sollte ich meinen alten Schweizer Freund wiedersehen! Wir feierten noch ein kurzes fröhliches Abschiedsfest. Er hatte es vermieden, nach Tonkin zu gehen, und war dafür bis zum Sergeant avanciert. Ich war darauf nicht neidisch, hatte ich doch viel gesehen und erlebt, und war dadurch gründlich von meinem Reisefieber geheilt worden. Mein Freund gab mir den Rat, nach der Schweiz zu gehen, und nach Empfang meiner Zeugnisse (1. Certificat de bonne conduite, 2. Certificat de libération, 3. Certificat de médaille du Tonkin und 4. Feuille de route) zog ich frohen Mutes mit einigen zwanzig Genossen gen Oran, wo wir am 13. Oktober 1887 auf dem Fort anlangten. Als ich dort einen neu eingetroffenen Rekrutentransport begegnete, betrachtete ich diese armen Kerle mit wahrhaft wehmütigem Gefühl. Ob sie dereinst auch so gesund und glücklich zurückkehren würden, wie ich, ach, wohl wenige! — Einige noch leidlich gut gekleidete junge Leute befanden sich darunter, und wir nahmen die Gelegenheit wahr, unsere Uniformstücke gegen Civilkleider zu vertauschen, wozu die Neulinge sehr leicht zu bewegen waren. Wären ihnen die Civilsachen in Bel-Abbès doch nur gestohlen worden. Die am anderen Morgen erfolgende Einschiffung und Ueberfahrt nach Marseille verlief programmmäßig. Auf Fort St. Jean angelangt, erhielten wir den Rest unserer deponierten 40 Franks, etwa 12 Franks aus-

gezahlt, und konnten nun auf Militärbillet per Bahn jeder seinen Bestimmungsort erreichen. Ich wandte mich nach Sursee, der Heimat meines biederen Freundes, wo ich von dessen Eltern in der liebenswürdigsten Weise empfangen und aufgenommen wurde. Wenige Tage später hatte ich dort am Platze provisorische Beschäftigung gefunden, bis ich vier Wochen nachher in Deutschland wieder Stellung nahm.

Wenn ich nun hinzufüge, daß es mir nur infolge der Verkettung einer Menge günstiger Zufälle glückte, gesund zurückzukehren, so behaupte ich andererseits, daß von denen, die im Fremden-Regiment Dienste genommen, und in den Campagnen von Tonkin oder Madagaskar Verwendung fanden, nicht Fünf vom Tausend unter gleich günstigen Konditionen heimkehren. Es ist anzunehmen, daß etwa zehn Mann vom Hundert überhaupt zurückkehren, diese sind aber fast alle mit chronischer Dysenterie behaftet und unfähig zu einer regelrechten Beschäftigung. Sie werden ihre Abenteuerlust bitter büßen müssen. Möge deshalb die in Vorliegendem gegebene Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse in der Fremdenlegion dazu beitragen, leichtsinnige junge Leute von einem unbesonnenen Schritt zurückzuhalten, welcher niemals dem Betreffenden zum Nutzen, aber fast immer zum Schaden an Leib und Leben gereichen wird! — — —

Schluß.

So endet Freund Kinsky seine Aufzeichnungen. Er hat ferner Glück gehabt und führt jetzt im lieben Vaterlande ein angenehmes Dasein. Oftmals frischt er im Kreise seiner Bekannten alte Erinnerungen auf, nicht ohne wieder und wieder zu betonen, daß er nach all den Erlebnissen in der großen weiten Welt, auf fernen Meeren und an sonnigen Küsten doppelt heiß empfindet, was in glühender Begeisterung der Dichter sang, und was anläßlich der Jubelfeier des deutschen Reiches so tausendfach erklungen ist und noch erklingen wird, nämlich „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“. —

Albert Limbach, Braunschweig.

Vögl